

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

V. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1925

Heft 9

Die Hochofenanlage „Vulkan“

der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft zu Duisburg mit ihrer neuzeitlichen Verlade- und Begichtungsanlage

Von Dr.-Ing. e. h. A. Schruiff in Duisburg

Die Abteilung „Vulkan“ der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft in Duisburg, eins der ältesten Werke Rheinlands und Westfalens, wurde im Jahre 1854 erbaut, hat in ihrem Werdegang viel

Schiffe (bis zu 3500 t), die auf dem Rhein verkehren. Der Kai (Abb. 3) besitzt drei Greiferkrane. Die Krane a und b von je 15 t Tragkraft sind als Erzbrücken für den Erzlagerplatz ausgebildet, der dritte c von 5 t Tragkraft dient vor-



Abb. 1. Gesamtansicht des Hochofenwerkes

Wandlungen erfahren und darf heute wohl mit Recht in ihren Verladeanlagen als mustergültig bezeichnet werden. Die Südwestseite des Werkes (Abb. 2) liegt hochwasserfrei unmittelbar am Rhein. Ein Verladekai von rd. 400 m Länge ermöglicht die Ent- und Beladung der größten

zugweise zur Entladung der Roßkohlen. Die Kohle, welche mit Schiff ankommt, wird mit dem Greiferkran unmittelbar in den 2000 t fassenden Rohlenturm entleert. Die Kohle, welche mit der Eisenbahn kommt, wird mittels eines Rippers d in die Rippergrube entleert und dort

durch den Greifer gefaßt. Das Erz kommt zum allergrößten Teil mit Schiff an und wird auf den Lagerplatz 1 oder in die Bunker e entleert. Durch die Eisenbahn ankommendes Erz, Kalkstein usw. werden durch Ripper f in

einen parallel zum Rhein liegenden Teil 1 und einen im Winkel von 59° dazu gelegenen Teil 2, parallel zum Hafen. Um das Erz auf diesen Lagerplatz zu verbringen, wird es aus dem Umladebunker 1 durch eine Hängebahn-

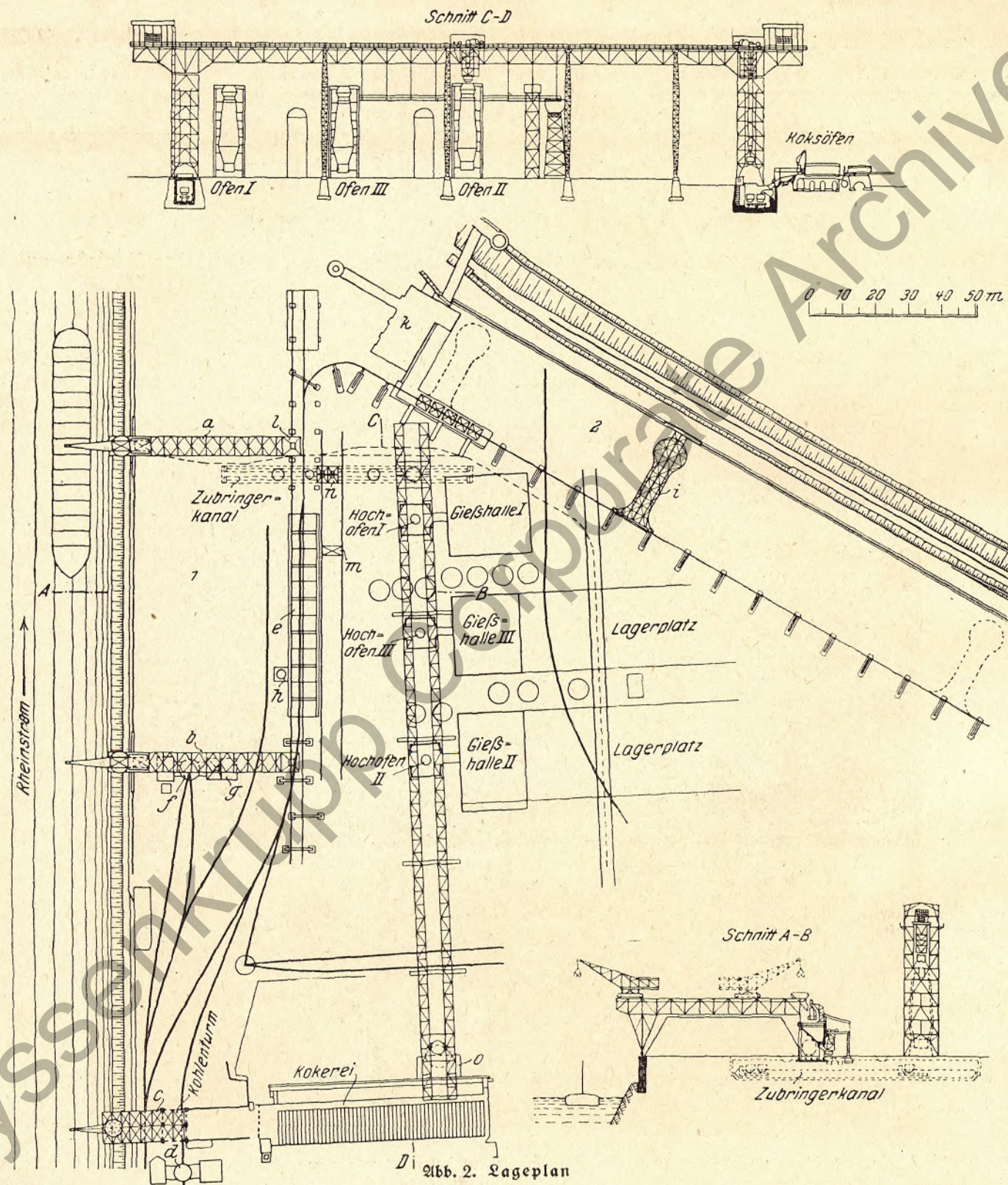


Abb. 2. Lageplan

eine Erztafel gefüllt (Abb. 4) und durch Krübel entweder auf den Lagerplatz oder in die Bunker gebracht. Ein Kreiselbrecher h dient dazu, großstückiges Erz auf Faustgröße zu brechen. Der Erzlagerplatz zerfällt in zwei Teile,

eine von 10 t Tragkraft abgezogen und mittels der fahrbaren Schleife i auf den Lagerplatz 2 entladen. Die Hängebahnanlage bedient gleichfalls die Agglomerieranlage k (Dwight-Lloyd-Verfahren).

Die Begichtung der Ofen geschieht mittels Rübeler. Eine 210 m lange, 40 m hohe Brücke (Abb. 1) bildet die Fahrbahn für eine 25-t-Begichtungslake, welche die Rübeler im Erz- und Koksloch fahrt und auf die einzelnen Ofen niedersenkt (Abb. 5). Das Erz wird vom Lagerplatz aus oder unmittelbar aus den Schiffen in die Bunker eingebracht. Vor diesen Bunkern bewegt sich ein Rübelerkran (Abb. 6), der in zwei drehbare Rübeler die verschiedenen Erzsorten unter gleichzeitigem Abwiegen aus dem Bunker aufnimmt und in die Durchgangsbunker (Abb. 7) entleert. Unterhalb der Durchgangsbunker befindet sich ein Tunnel, in dem der Zubringerwagen ver-

nimmt den leeren Rübeler auf und fährt durch Drehung von 120° einen vollen Rübeler in den Kranhaken. Durch das Brechen und Abgießen des Koks wird erreicht, daß nur Koks von gleichmäßiger Stückgröße und frei von Asche und kleinen Stücken in die Ofen gelangt.

Erz und Kalkstein kommen durch das doppelte Umladen in die Drehrübeler und das Umstürzen in den Durchgangsbunker vollständig gleichmäßig gemischt in die Ofen. Die Ofen zeigen daher einen sehr gleichmäßigen Gang. Um das Niedergehen der Gichten beobachten zu können, hat jeder Ofen zwei maschinell betriebene Sonden und zwei Aushilfssonden, die von Hand bedient werden können,



Abb. 3. Erzverladung und -lagerung

kehrt. Auf diesem sind die eigentlichen Begichtungsrübeler drehbar aufgestellt, in die der Möller aus den Durchgangsbunkern abgezogen wird. Der Zubringerwagen bringt nun die mit Erz und Kalkstein gefüllten Rübeler unter den Erzloch, in dem der volle Rübeler von der Begichtungslake gefaßt wird, nachdem der leere Rübeler vorher auf den Zubringerwagen abgesetzt worden ist.

Der Koks wird aus den Koksöfen auf einen Löschwagen gedrückt, dort gelöscht und in den Umladebunker eingebracht. In diesem Umladebunker befindet sich eine Brechschnecke, die den groben Koks auf Stückgröße von 120 bis 150 mm zerkleinert und zugleich als Aufgabevorrichtung für den darunter befindlichen Rollenrost dient (Abb. 8). Der Rollenrost scheidet alle Koksstücke unter 35 mm Stückgröße aus und befördert den Großkoks in die Begichtungsrübeler. Die Begichtungsrübeler stehen hier nicht auf einem Zubringerwagen, sondern befinden sich auf einer Drehscheibe, die ihrerseits drei Drehteller trägt (zwei für volle und einer für leere Rübeler). Die Drehscheibe

falls die maschinelle Einrichtung aus irgendwelchem Grunde versagen sollte. Die Sonden geben durch elektrische Übertragung sowohl im Möllerhäuschen als auch an dem Ofen den Stand der Ofenbeschickung an, außerdem zeigt im Apparathaus ein Selbstschreiber den genauen Verlauf der Ofenbeschickung an. Der Begichtungskran selbst verzeichnet auf einem ablaufenden Papierstreifen seine sämtlichen Bewegungen, so daß eine genaue Betriebsüberwachung möglich ist.

Erwähnt sei noch, daß die Lake und der Zubringerwagen nur nach Signalen fahren, die vom Möllerhäuschen aus durch den Rübelerkranmaschinisten gegeben werden. Die Bewegungen der Lake sind gegenseitig elektrisch blockiert, so daß nur die Bewegungen ausgeführt werden können, die durch die Signale verlangt werden. Eine Belästigung der Gichtmaschinen durch Hochofengase kommt erfahrungsgemäß nicht in Frage.

Ein Spiel der Lake dauert etwa 10 Minuten. Diese Zeit reicht aus, um ständig einen Rübeler mit Erz und Koks

in den einzelnen Schächten bereitzustellen. Das Füllen der Rostkübel dauert etwa 3 Minuten, die Heranschaffung des Erzes geschieht in noch kürzerer Zeit, da sich ständig eine Ladung für jeden Hochofen in den Durchgangsbunkern befindet. Das Abziehen und Verwiegen der Erzladung einschließlich Ablassen in die Durchgangsbunker geschieht in 5 bis 6 Minuten.

Hiernach ist die Leistungsfähigkeit der Begichtungsanlage allein von dem Spiel der Gichtkaze abhängig. Unter Zugrundelegung von sechs Ladungen in der Stunde (10 Minuten für ein Ragenspiel) ergeben sich beim Betrieb von einer Kaze stündlich $6 \times 5,5 = 33$ t, arbeitstäglich abgerundet 800 t Rost, entsprechend rd. 750 t grauem Roheisen. Unter Zuhilfenahme der Aushilfskaze bzw. durch Benutzung größerer Gichtkübel beträgt die Leistung der Begichtungsanlage über 1000 t Roheisen arbeitstäglich.

Der „Vulkan“ stellt nur Roheisen für den Versand her. Die im Bau begriffene Mechanisierung der Roheisenabfuhr sieht vor jedem Ofen eine 16 m hohe Kranbahn vor, in deren unterem Teil eine Masselformmaschine und oben ein Masselverladekran fahren. Der Masselverladekran beherrscht die Gießhalle und den Lagerplatz. Die Aufstellung eines Masselbrechers ist im Anschluß daran vorgesehen.

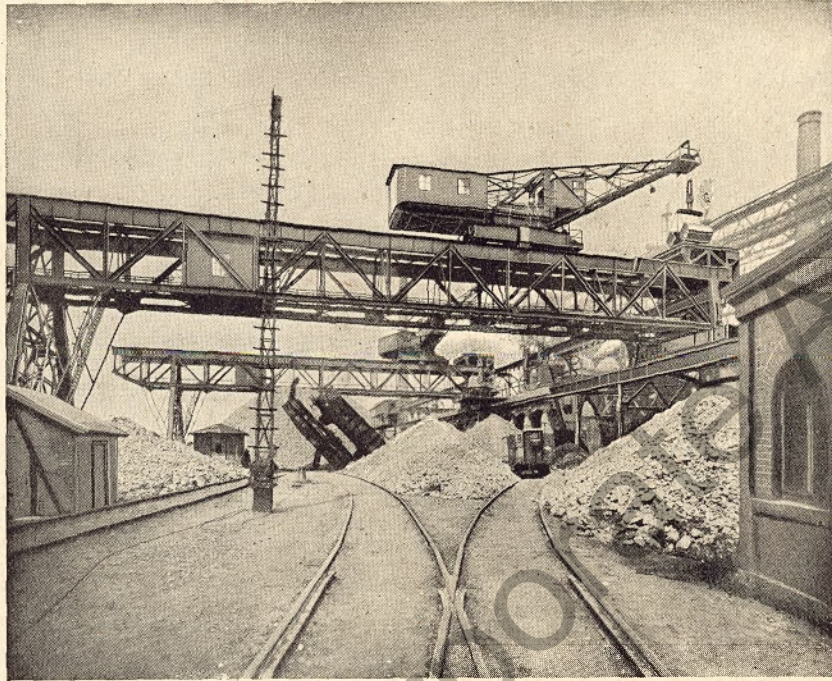


Abb. 4. Wagenkipper und Erztaische

Die Schiffsverladung von Roheisen geschieht durch 10-t-Klapptübel, deren Böden als Rost ausgebildet sind, um das Abfallen von Sand möglichst zu begünstigen. Eine Schmalpurbahn bringt die Rübel zu dem Rheintran, der die Klapptübel in das Schiff entleert.

Die Hochofenschlacke wird restlos naß granuliert, und zwar sowohl die Lauschlacke als auch die Gießschlacke. Die granulierten Schlacke wird durch eine gemeinsame Rinne in Klärbecken geleitet. Aus diesen greift eine Hängebahnkaze den Schlackensand und bringt ihn entweder auf die Eisenbahnwagen oder in Bunker, aus denen er vermittels Seilbahn zum Zementwerk befördert wird.

Die Eisenkonstruktion an der Anlage hat die Firma Gesellschaft Hartort in Duisburg ausgeführt, die maschinellen Einrichtungen stammen von der Maschinenfabrik Jäger in Duisburg, während die

Siemens-Schuckertwerke, G. m. b. H., den elektrischen Teil eingerichtet haben. Die Hochofenverschlüsse und Rübel lieferte die Firma Heinr. Stähler in Weidenau a. d. Sieg. Die Beton- und Eisenbetonkonstruktionen wurden von der Firma Friedrich Vollrath in Wesel erbaut unter ausschließlicher Verwendung von Hochofenzement, Marke Alba, der auf der Hütte hergestellt wird.

Abseits

Von Theodor Storm

Die Winterfonne lag über der Heide; sie spiegelte sich in den Fenster Scheiben eines neuen strohgedeckten Hauses, das in dieser Einsamkeit wie hingestellt war auf die braune, unabsehbare Decke des Heidetrantes. Nur seitwärts dahinter lag noch eine mäßig große Scheuer, und neben derselben, dem Tor des Hauses gegenüber, ragte die lange Stange eines Brunnens in die Luft. Ein paar Schritte weiter ein niedriger Wall aus Sand und Steinen, der sich auch nach vorn um das Haus herumzog; und dann wieder nichts als der leere Himmel und die braune, gleichmäßige Ebene.

Das Gehöft lag in dem nördlichsten deutschen Lande, das nach blutigem Kampfe jetzt mehr als jemals in der Gewalt des fremden Nachbarvolkes war. Erbaut war es vor wenigen Jahren von einem wohlhabenden Kaufmann der kleinen Seestadt, deren Turmspitze man aus den Fenstern der Vorderstube am Horizont erblickte. — Bald nach Beendigung des unglücklichen Krieges hatte er von mehreren Gemeinden, deren Feldmark hier zusammenstieß, die nicht unbeträchtlichen Bodenstrecken käuflich erworben.

Die Lage war für die Entstehung eines ländlichen Heimwesens günstig; denn einen Büschenschuß nördlich von dem jetzt dort mit der Front gegen Abend schauenden Hause drängt sich ein mäßig breiter, fischreicher Strom durch die Heide, abwärts einem Landsee zu, der sein ovales Becken bis fast an die Stadt erstreckt.

Aber noch ein anderes mochte der einsichtige Mann bei Abschluß seines Kaufes in Rechnung genommen haben. Die drunten vor der Stadt am Ufer des Sees gelegene herrschaftliche Wassermühle er-

forderte, nachdem das Getriebe bei einer Pachtveränderung erweitert war, eine größere Wassermasse, als der an Untiefen leidende See herzugeben vermochte. Die Anlegung eines Kanals durch denselben konnte nicht ausbleiben. Und als bald darauf unten im See die Arbeiter den ersten Spatenstich taten, ließ auch der Herr Senator jenseits desselben die Gebäude auf seiner Heide bauen; denn nun hatte er die Gewißheit, das sumpfige Stromufer in grasreiche Wiesen verwandeln zu können. Noch im Herbst desselben Jahres standen das Wohnhaus mit der kleinen Tenne und dem Milchkeller, und hinter demselben die Scheuer mit den Stallräumen fertig da. Im Frühjahr darauf zogen die Kolonisten ein; in das Haus ein alter Knecht, eine kleine Magd und eine ältliche „Mamsell“, ein altes Inventariestück der Familie; der Stallraum in der Scheuer wurde von zwei Ponys und einer Kuh bezogen; den Wassertümpel, der zwischen dieser und dem Wohnhaus lag, wußte Mamsell in kurzem mit einer schnatternden Entenschär zu bevölkern, und auf dem Dünghaufen, der sich allmählich daneben erhob, scharfte ein goldfarbiger Hahn mit einem halben Duzend eierlegender Hennen. Zur Vervollständigung der Wirtschaft und sich zur Gesellschaft hatte außerdem der alte Marten noch einen kleinen Dachshund aufgezogen. — Mit diesen Kräften begann die allmähliche Urbarmachung des neuen Besitzes; und schon glänzten drunten gegen den Strom hin überall die sorgfältig gezogenen Abzugsgräben; und das zum erstenmal in dieser Jahreszeit nicht überschwemmte Wiesenland versprach auf den Sommer eine reiche Heuernte.

Im Wohnhause selbst war hinter dem nach vorn hinaus liegenden Stübchen der Haushälterin ein großes Zimmer für die Herrschaft eingerichtet und nicht allein mit Tisch und Stühlen, sondern sogar mit einem stattlichen Sofa versehen, das freilich für gewöhnlich von Mamsell sorgsam mit einem weißen Überzuge verhüllt gehalten wurde.

So konnte der Senator mit den Seinen in der Sommerzeit aus der unheimlich gewordenen Heimatstadt mitunter doch in eine Stille entfliehen, wo er sicher war, weder die ihm verhaßte Sprache zu hören, noch die übermütigen Fremden als Herren in die alten Häuser seiner vertriebenen Freunde aus und ein gehen zu sehen; aber wo im Glanz der Junifronte die blühende Heide lag, wo singend aus dem träumerischen Duft die Lerche emporstieg und drunten über dem Strom die weißen Möven schwebten.

* * *

Jetzt war es Winter, ein weicher, nasser Tag ohne Frost und Schnee; obgleich es der Nachmittag des Weihnachtsabends war.

Oben das Haus stand leer, bis auf die Hühner, die in der matten Winter Sonne sich vor der Tür im Sande streckten; die ganze kleine Menschenbesatzung schwamm drunten auf dem Strom in einem Flachboot, das eben in eine kleine schilfreiche Bucht hinabglitt. Auf dem Boden des Fahrzeugs kauerte die Magd neben einem Kübel, der schon mit Hecht und Karpfen fast gefüllt war, dahinter stand ein ältliches Frauenzimmer in einem dunkeln Wollentkleide. Sie schirmte die Augen mit der Hand, denn vor ihnen lag die Sonne blendend auf dem Wasserpiegel. „Sind seine Reusen noch nicht alle, Marten?“ fragte sie.

„Rann bald werden, Mamsell,“ sagte der alte Knecht, indem er die Ruderstange gemächlich auf den Grund stieß.

Seitwärts im Schilf wurde das Gefläß eines kleinen arbeitenden Hundes hörbar. Marten, indem er selbstzufrieden nickte, zog die Stange ein und faßte rasch nach einer Flinte, die neben ihm im Boote lehnte. In demselben Augenblick brauste dicht vor ihnen eine schwere Ente aus dem Schilf; der Knecht wandte sich, und während die beiden Frauen einen Schrei ausstießen, knallte auch schon der Schuß über ihre Köpfe hin. Als sie sich umblitten, sahen sie den großen gelbbraunen Vogel unweit des Bootes scheinbar unverleht auf dem Wasser schwimmen, das blanke, schwarze Auge unverwandt auf sie gerichtet. Als aber Marten Miene machte, mit dem Boot in seine Nähe zu kommen, tauchte er dicht am Schilf unter und verschwand. „Das beißt sich in den Grund,“ sagte der Alte verdrießlich und ließ die Arme hängen, „das sind boshafte Kreaturen, Mamsell.“

Die Haushälterin sah mit einem Blick des Mitleids auf den Punkt, wo das Tier verschwunden war. „Wenn Er nur seine alte Donnerbüchse zu Hause lassen wollte,“ sagte sie.

„Ei ja, Mamsell, der gebatene Entvogel hätte morgen doch geschmedt!“ Dann wies er mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer auf einen Strich verkrüppelten Buschwerks, das sich weit hinaus in die Heide dehnte, nur mitunter durch kleine Wassertümpel unterbrochen. „Dort liegen auch Betassinen,“ fuhr er fort, „das gab einmal ein Herrtengut, wenn wir den Eichenbusch noch dazu hätten!“

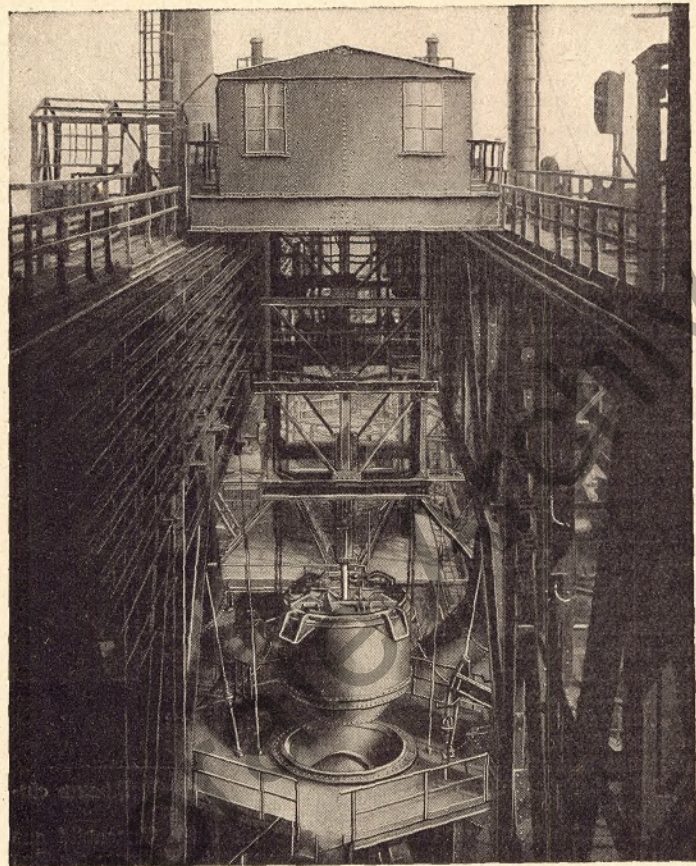


Abb. 5. Begichtungstake mit Kübel

(Zum Aufsatz auf Seite 441 bis 444)

„Wem gehört's denn, Marten?“

„Dem Bauernvogt unten im Dorf; er will hoch damit hinaus; aber der Herr sollt' es nicht fahren lassen; denn da steckt auch der Mergel und — den müssen wir haben.“ Mit diesen Worten hatte er die letzte Reuse aus dem Wasser gezogen und, da nur allerlei kleines Zeug darin zappelte, nach Befreiung der Gefangenen wieder hinabgelassen. Zugleich war auch der Hund aus dem Schilf ins Boot gesprungen und sah, sich schüttelnd und prustend, zu seinem Herrn empor. „Auf ein ander Mal, Tadel,“ sagte Marten, seinen Liebling auf das nasse Fell klopfend, „unsere Beine waren für dieses Mal zu kurz.“ Er hatte das Boot gewandt und schob es wieder stromaufwärts. Unterhalb des Hauses stiegen sie ans Land, zuerst auf einzelnen Feldsteinen über die Wiesen gehend, dann eine Strecke noch durch hohes Heidekraut bis zu dem niederen Wall, der das Gehöft von der umgebenden Ebene trennte.

Bald darauf hantierte die Magd mit dem Kaffeekessel in der Küche, während Marten die gefangenen Fische zwischen Graslagen in einen Korb verpackte, um sie der Herrschaft zur Abendtafel in die Stadt zu bringen.

Die Haushälterin trat in ihre Stube; gegenüber auf der alten Standuhr schlug es eben zwei. — Nachdem sie sich einen Augenblick die verkommenen Finger an dem Rachelofen gewärmt hatte, trat sie an eine messingbeschlagene Kommode und nahm aus verschiedenen Schubladen derselben ein neues schwarzes Wollentkleid, eine schneeweiße Haube und ein seidenes Tuch. „Es ist doch Heiligabend!“ sagte sie für sich. — Auch erwartete sie ja noch Besuch; nicht nur die Weihnachtsbriefe von ihrem Bruder, einem wohlhabenden Kaufmann in einem deutschen Nachbarlande, und dessen einzigem Sohne, der seit einigen Jahren auf einem größeren Gute die Landwirtschaft erlernte, sondern auch den alten Lehrer drunten aus dem Dorf, wohin der Fußsteig hier vorbei über die Heide führte. Sie hatte ihn, da er am Vormittag in die Stadt ging, gebeten, die Briefe für sie von der Post mitzubringen.

Nun mußte er bald zurück sein; und er hatte ja auch im vorigen Jahr sich zu einem Schälchen Kaffee Zeit gelassen. — Nachdem sie dann noch eine frische Ser-

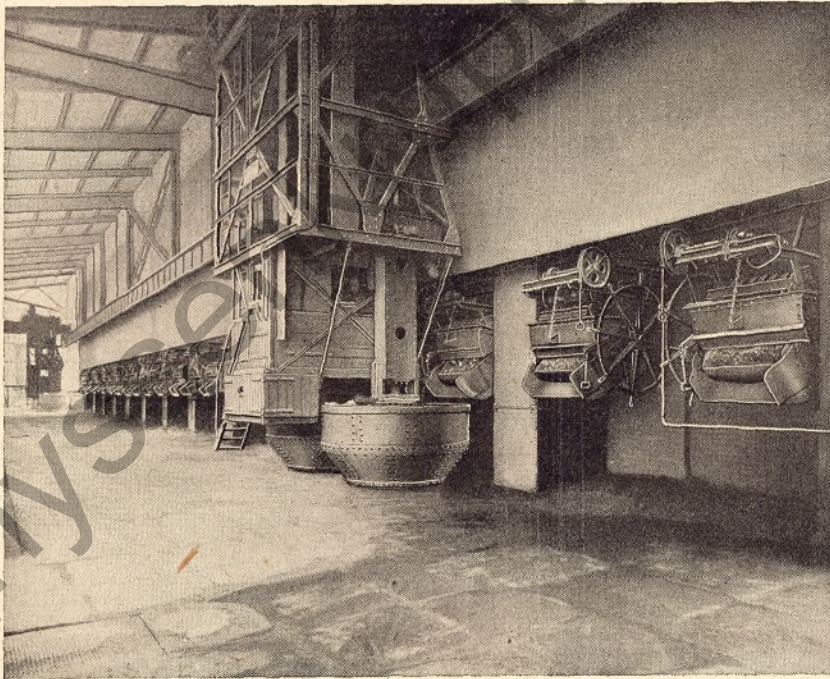


Abb. 6. Rübeltran vor den Bunkerverschlüssen

(Zum Aufsatz auf Seite 441 bis 444)

viette über das unter dem Fenster stehende Tischchen gebreitet, ging sie mit ihren Festkleidern in das nebenan liegende Schlafstämmerchen, um sich anzukleiden.

Es war eine halbe Stunde später. Marten und Tadel waren mit den Fischen in die Stadt gegangen, nachdem ersterer noch das Fell einer kürzlich erlegten Fischotter über den Rücken gehangen hatte, das er bei dieser Gelegenheit zu verwerten dachte. In dem Stübchen drinnen stand auf der weißen Serviette ein sauberes Kaffeegeschirr; die vergoldeten Tassen und die Bunzlauer Kaffeekanne blinkten in den schrägfallenden Sonnenstrahlen.

Vor dem Tische in dem großen Ohrenlehnstuhl saß der Schullehrer, ein ältlicher Mann mit ernstem Antlitz, und trotz der ausgeprägten Gesichtsformen mit jenem weichen Leidenszuge um die grauen Augen, der sich nicht selten unter den Friesen findet. Die Eigentümerin des Stübchens, in ihrem Festanzuge, der weißen Haube und dem lila Seidentüchlein, präsentierte eben ihrem Gaste die braunen Pfeffernüsse, die sie zuvor unter dem Ofen aus dem grünen Blech kästchen genommen hatte. „Die Frau Senatorin hat sie mir herausgeschickt,“ sagte sie lächelnd, „sie backt sie alle Jahr zu Weihnachtabend.“

Der alte Mann nahm etwas von dem Backwerk; aber seine Augen hafteten mit einem Ausdruck von Verlegenheit an der andern Hand seiner Gastfreundin, die schon längere Zeit auf einem noch immer versiegelten Briefe geruht hatte: „Wollten Sie nicht lesen, liebe Mamsell?“ fragte er endlich.

„Hernach, Herr Lehrer; das ist meine Gesellschaft auf den Abend.“ Und sie strich mit leisem Finger über das Kuvert.

„Aber der Herr Senator hat Sie doch gewiß zum Christbaum eingeladen?“

Der Ausdruck ruhiger Güte verschwand für einen Augenblick aus dem etwas blaffen Antlitz des alten Mädchens. „Es ist heute ein Tag des Friedens,“ sagte sie, und ihre sonst so milde Stimme klang scharf; „ich mag nicht in die Stadt.“ Der alte Mann sah mit großen teilnehmenden Augen zu ihr hinüber.

„Ich bin zuletzt im Juni dort gewesen, seitdem nicht wieder,“ fuhr sie fort; „wir hatten hier keine Blumen; aber in den Gärten der Stadt und auch am Hause unseres alten Bürgermeisters blühten sie. Der gute Mann hat in die Fremde gehen müssen; aber die Rosen, die er selber pflanzte, hatten schon die ganze Front seines großen

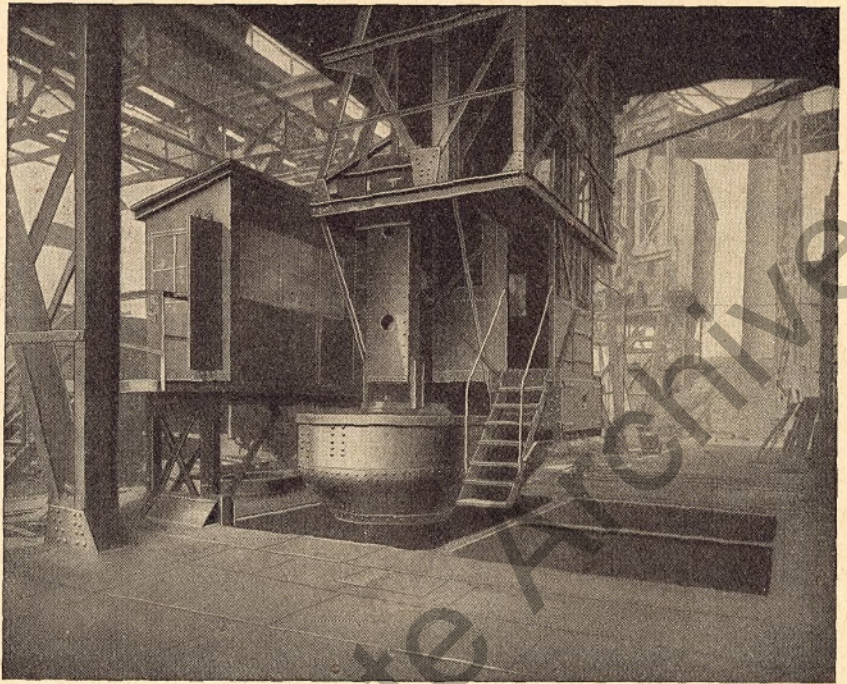


Abb. 7. Durchgangsbunker

(Zum Aufsatz auf Seite 441 bis 444)

Hauses überzogen. Jetzt wohnt der neue Bürgermeister darin. Als ich im Vorübergehen die geputzten Kinder mit ihrem lauten fremden Geplapper die schönen dunkelroten Rosen vom Spalier herabreißen sah — mir war's, als müßte Blut herausfließen.“

Ihr Gast schwieg noch immer; aber um seine Lippen zuckte es, als stiege ein Schmerz auf, den er vergebens zu bekämpfen suchte.

„Wir sind mit dem Senator aufgewachsen,“ begann sie wieder, „mein Bruder und ich; wir waren Nachbarkinder.“ — Und mit diesen Worten trat ein Lächeln in ihr Antlitz, als blickte sie unter sich in eine sonnige Landschaft. „Es waren arge Buben damals, die beiden,“ sagte sie, „sie haben mich was Ehrliches geplagt.“

Mamsell hatte die Hände in ihrem Schoß gefaltet und blickte durchs Fenster auf die Heide hinaus. Das feuchte Kraut der Erlen glitzerte in dem Schein der untergehenden Sonne; und wie schwimmend in Düst gehüllt stand fern am Horizont der spitze Turm der Stadt. Auch das alte Mädchen sah da, vom blassen Abendschein umflossen. Es war ein Antlitz voll stillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entlassens auch nicht fehlte; aber er war nicht herbe, es mochte wohl nur ein bescheidenes Glück sein, das hier vergeblich erhofft worden war. „Nach unseres Vaters Tode“, sagte sie leise, „war der Senator mir ein hilfreicher Freund, ich habe lange in seinem Hause gelebt, und später hat er mir dann auf meine Bitten diesen Posten hier gegeben. Es ist jetzt der rechte Platz für einen einsamen, alten Menschen.“

„Aber“, sagte der Lehrer und legte den Teelöffel sorgfältig über die geleerte Tasse, „hieß es nicht vor Jahren einmal, liebe Mamsell, daß Sie den ledigen Stand hätten verrücken wollen?“

Sie schlug die Augen nieder und strich mit der flachen Hand ein paarmal über das Damasttuch. „Ja,“ sagte sie dann, indem sie auf ein getuschtes Profilbildchen blickte, das in einem Strohblumentranze über der Kommode hing. „Vor Jahren, Herr Lehrer; aber es kam anders, als wir gedacht hatten.“

Der Lehrer war aufgestanden und besichtigte das Bild. „Ja, ja,“ sagte er, „der alte Ehrenfried, wie er lebte und lebte; der Herr Senator haben bis zu seinem Tode große Stücke auf ihn gehalten; ich habe manches Päckchen Schnupstabaß von ihm zugewogen bekommen.“

Die Haushälterin nickte. „Ich mag es Ihnen wohl erzählen,“ fuhr sie fort, „Sie haben auch Ihre Lebensfreude, Ihren einzigen Sohn, in unserm Kriege dahin gegeben, und haben ihm den schönen Spruch aufs Grab setzen lassen.“

Der Alte beugte sich vornüber und legte seine Hand wie beschwichtigend auf den Arm seiner Freundin.

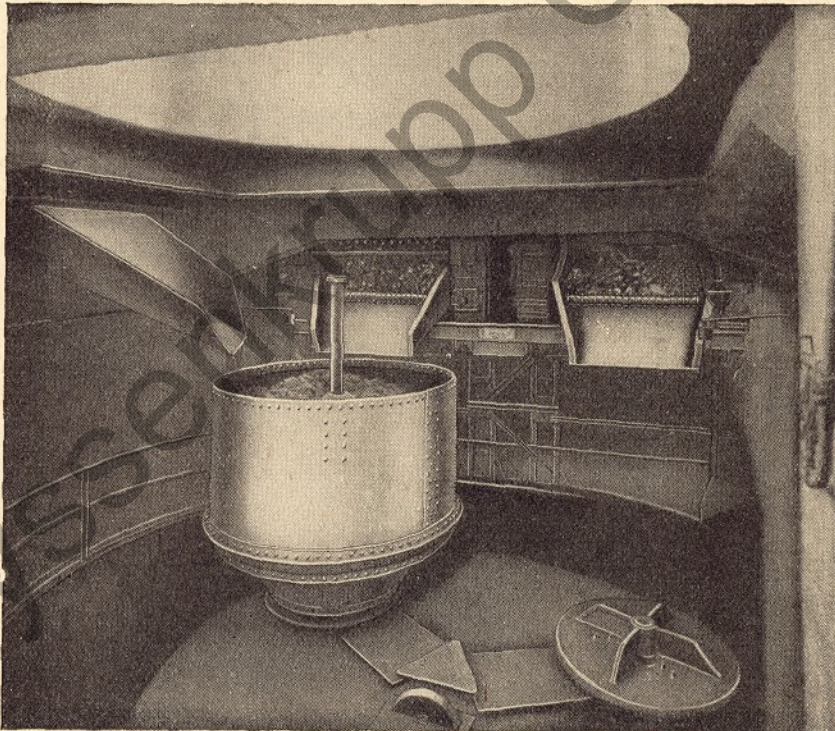


Abb. 8. Rotsaufgabevorrichtung mit Brechschnecke und Rollenrost

(Zum Aufsatz auf Seite 441 bis 444)

„Das ist nun vorbei,“ sagte er, und seine Stimme zitterte. „Er starb für seine Heimat, für welche wir bald nicht mehr leben dürfen; denn auch in meiner Schule soll nächstens, wie es heißt, die deutsche Sprache abgeschafft werden. Mein Wirken ist dann zu Ende.“ — Der alte Mann seufzte. „Doch,“ fuhr er fort, „Sie wollten ja erzählen!“

Sie stand auf und füllte erst noch einmal die Tasse des Kaffees und präsentierte ihm die Schüssel mit den Weihnachtstuchen. — „Mein Vater“, begann sie nach einer Weile, „hatte einen kleinen Posten bei der Stadt und nur ein notdürftiges Einkommen, aber er saß nachts an seinem Pult und schrieb Noten für die Klavierschüler des Organisten oder er fertigte die Rechnungen für die Armen- oder Klosterdörsther, die mit der Feder selbst nicht umzugehen wußten. Er war ein schwächlicher Mann und hat mit den vielen Nachtwachen sein Leben wohl verkürzt. Doch als er starb, fand sich für meinen Bruder und mich, die wir beide noch kaum erwachsen waren, ein kleines, sauer verdientes Kapital. Es mochte für jeden wohl ein paar tausend Mark betragen.“ Sie schwieg einen Augenblick. „Über dieses Kapital,“ sagte sie dann, „das ich besaß, da Ehrenfried und ich unsern Verpruch taten, konnte ich späterhin nicht mehr verfügen.“

„Nein, nein,“ setzte sie hinzu, da sie bemerkte, daß ihr Gast einen Blick des Vorwurfs auf das Bildchen an der Wand warf, „denken Sie nichts Unrechtes von dem Seligen, er hat nichts gegen mich verschuldet.“

Der Schullehrer ließ sich diese Versicherung gefallen; denn auch das treuherzige Männergesicht, das dort so ruhig aus dem hohen Rocktragen herauschaute, schien gegen jeden derartigen Verdacht einen stummen Protest einzulegen.

„Wir beide“, fuhr die Erzählerin fort, „waren bald nach dem Tode des alten seligen Herrn in das Haus des Senators gekommen. Die Mutter lebte noch, und der junge Herr freite damals um seine jetzige Frau; die Haushaltung ging wie zu den Zeiten des Vaters ihren ruhigen Gang; und es war eine regelrechte Haushaltung. Herr Lehrer, alles wie nach dem Glodenschlag der Amsterdamer Wanduhr, die unten auf der großen Hausdiele steht; das blieb auch so, als die junge Frau ins Haus kam. Der Ehrenfried schien ganz hineinzu passen; des Tages bediente er seine Kunden, des Abends saß er in dem kleinen Laden und klebte seine Düten oder brachte seine Bücher in Ordnung. Ich war meistens für die alte Frau da oder half auch wohl mit in der Haushaltung. So lebten wir nebeneinander hin, und die Jahre vergingen. Ehrenfried hatte wohl einmal den Wunsch geäußert, einen eigenen Kram zu beginnen; aber er sprach das nur so hin, als sei es für Leute seines Schlags doch nicht zu erschwingen; denn er war

fast ohne Mittel. Die Zinsen seines kleinen Vermögens und ein gut Teil seines Verdienstes gab er einer älteren tränklichen Schwester. Das habe ich aber erst späterhin von ihm erfahren. — Ich hatte schon einige dreißig Jahre hinter mir, und Ehrenfried mochte nah an die vierzig sein, da starb die Schwester, und er begann nun wohl mit Ernst auch an sich selbst zu denken.“

Die Alte warf einen liebevollen Blick auf das Bildchen in dem Immortellenkranz. „Sie wissen, Herr Lehrer,“ sagte sie dann, „der Herr Senator hat einen Speicher in der kleinen Straße, die nach der Marksch hinuntergeht; dahinter ist ein großer Gemüsegarten, woraus für Winter und Sommer das ganze Haus versorgt wird. Eines Vormittags hatte die Frau Senatorin mich hingeschickt, um etwas Kraut zur Suppe zu schneiden. Es war just am heiligen Pfingsttage — so etwas vergißt sich nicht, Herr Lehrer —, man konnte über die niedrigen Stachelbeerzäune weithin auf die Nachbargärten sehen, wo die Leute in ihrem Sonntagszeug zwischen den Beeten umhergingen, denn es lag alles im klarsten Sonnenschein. Der blaue Flieder duftete, der überall an den Steigen wuchs, und drunten von der Marksch herauf hörte man die Lerchen singen. Ich hatte am Morgen einen liebevollen Brief von meinem Bruder erhalten, der seit Jahren mit Hilfe des Herrn Senators im Hannoverschen ein Kommissionsgeschäft errichtet hatte; es ging ihm wohl; er hatte Frau und Kind; aber er vergaß auch seine Schwester nicht. Die blaue Frühlingsluft war nicht heiterer als mein Gemüt dazumalen. So in Gedanken ging ich den breiten Steig hinab; als ich aber bei dem großen Holunderbusch um die Ecke biege — denn der Garten liegt hier im Winkel —, sehe ich Ehrenfried im braunen Sonntagsrock und mit der langen Pfeife zwischen den Spargelbeeten stehen. Er pflegte an Sonn- und Festtagen wohl ein wenig in der Gärtnerei zu hantieren. „Es gibt nicht viel, Mamsell Meta,“ rief er mir zu, „die Beete sind zu alt.“ — Ja, ja, das Alter!“ setzte er wie mit sich selber redend hinzu; dann legte er die Hand mit der Pfeife auf den Rücken und begann wieder mit seinem Messer die Oberfläche des Beetes zu untersuchen. Da ich ebenfalls ein Messer in der Hand hatte, so trat ich an die andere Seite des Beetes. „Ich will Ihnen helfen, Herr Ehrenfried,“ sagte ich, „vier Augen sehen mehr als zwei,“ und zugleich hatte ich schon einen schönen weißen Spargel auf einer Seite bloßgelegt. Ehrenfried sah eine Weile zu mir hinüber. „Das ist richtig, Mamsell Meta!“ jagte er dann, indem er sorgfältig den Spargel aus der Erde hob. Wir gingen suchend an diesem und noch zwei andern Beeten auf und ab, aber die Ernte war nur spärlich. (Fortsetzung folgt.)

Erkenntnis ist eine Sonne, die den Menscheng Geist beleuchtet; sie breitet nach allen Richtungen hin ihre glänzenden Strahlen aus; sie erfüllt mit ihrer Klarheit die Welt, und der Geist schwimmt auf ihren hellen Strahlen und badet sich im Lichtmeer.

(Ludwig Bechstein, Arabesken 1831.)

Deutsche Gestalt in den Bildwerken des Naumburger Domes

Von Franz Dülberg

Am Nord- und Südbang des Thüringer Waldes, an zwei Stellen, wo der mittelalterliche Kampf des Deutschtums gegen das Slawentum sich am schärfsten durchsetzte, in Naumburg und in Bamberg, liegen die beiden Dome, deren bildhauerischer Schmuck zu den höchsten Geistesgütern gehört, die neben dem Nibelungenlied und den Nitterepen vom Stal die große deutsche Kaiserzeit uns Heutigen hinterlassen hat. Beide gewaltigen Kirchen sind in allem Entscheidenden Werke des dreizehnten Jahrhunderts, also der Zeit des Überganges vom „romantischen“, das heißt rundbogigen, auf Säule und Wölbung, auf breite Wandfläche gegründeten würdig lastenden Baustil, zur „gotischen“, das heißt spitzbogigen, im emporstrebenden Pfeiler, im aufschließenden, die Vielgestalt und Pracht des Jenseitshimmels vertretenden, die wandzersehenden Fenster leidenschaftlich die Last aufhebenden Formensprache.

Während Bamberg durch die Lieblichkeit und Großartigkeit seiner Lage auf welligen Hügeln, durch die Nähe der reichen weichen Mainlandschaft und des herbfriischen

Fichtelgebirges, durch einen großen Reichtum auch späterer, sich bis zu dem tanzend schwingenden Seelenjubiläum des Barocks im achtzehnten Jahrhundert fortsetzenden Kunstwerke mehr und mehr die begeisterte Liebe reiselustiger Kunstfreunde gewinnt, verlangt Naumburg, anmutig gelegen, auch von großen Mittelpunktten wie Halle, Leipzig, Magdeburg, Weimar bequem erreichbar, aber mit Ausnahme des Doms an Kunstgut ersten Ranges vergleichsweise arm, von seinem Besucher schon eine gewisse liebende Hingabe an die Hauptsache. Für den süddeutschen Dom spricht ferner, daß die Bamberger Bildwerke, die uns farblos in einem das Auge angenehm berührenden gelblichen Sandstein erhalten sind, auch in ihrem an griechisch-römische Kunst erinnernden Reichtum des Gewandfaltenwurfs den Vorstellungen von Bildhauerkunst, in denen wir erzogen worden sind, mehr entgegenkommen als die Naumburger Werke, die, in einem nach dem Bruche rasch hart werdenden Kalkstein ausgeführt, wohl schon ursprünglich leicht farbgetönt waren, heute aber zum Teil mit störenden Farbschichten bedeckt sind und

statt der leichtspielenden Gewandpracht der reifsten Bamberger Gestalten oft schwere, wie gemauert wirkende Stoffmassen bieten, unter denen freilich die Wucht des bildhauerischen Form-Erlebens ganz besonders kraftvoll zum Ausdruck kommt. Es ist eine mit schwerem Ernst das Wesentliche gebende, in hartem Kampf um den Ausdruck doch endlich siegreiche und darum echt männliche und deutsche Kunst, vor der wir in Naumburg stehen.

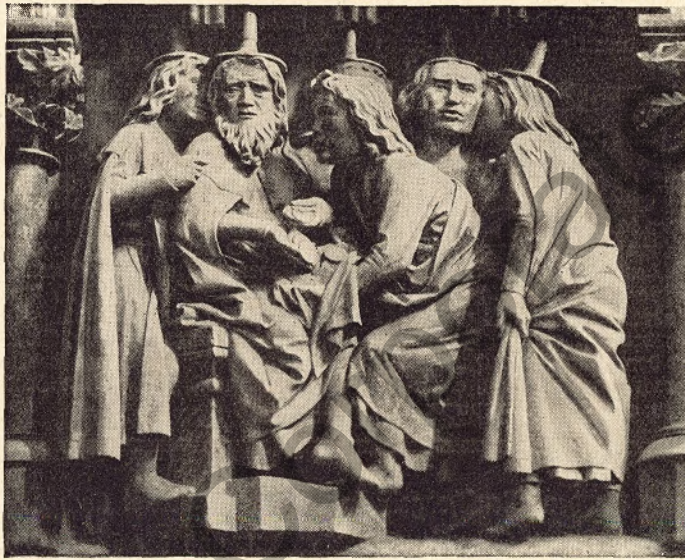
Wenn die Bildwerke, von denen wir hier sprechen wollen, noch nicht so in das Volk gedrungen sind, wie sie nach dem in ihnen aufgespeicherten Erlebenswert verdienen, so haben sie doch schon längst eine Reihe liebevoll bemühter Ausdeuter gefunden. Wilhelm Bode, der große Ausgestalter der Berliner Museen, widmete bereits 1887 in seiner „Deutschen Plastik“ der Naumburger Kunst einige Seiten voll tiefgehenden Verständnisses. 1892 folgte der Leipziger Kunstgeschichtslehrer August Schmarjow mit einer eindringlichen Untersuchung. Eine wahre Lebensarbeit setzte zu Anfang dieses Jahrhunderts der verdienstvolle Heinrich Bergner an die Ergründung der Naumburger Bildhauerkunst. Schmarjows Nachfolger, Wilhelm Vinder, zieht in dem knappen, aber erkenntnisgesättigten Text zu den schönen Aufnahmen Walter Heges in einem künstlerisch wertvollen ganz neuen „Bande des deutschen Kunstverlags Berlin“ die Summe alles dessen, was über die Naumburger Dombildhauerei bis heute erkundet wurde, neben kraftvoller eigener Forschung auch die noch nicht zum letzten Abschluß gelangten Untersuchungen Hermann Giesaus berücksichtigend.

Die Deutslichkeit der mittelalterlichen Naumburger Kunst ist ein wichtiger Bestandteil ihres Wertes. Auch sie will freilich im rechten Sinne verstanden sein. Das Ursprungsland der gotischen Bauformen und jenes gewaltigen Aufschwungs bildhauerischer Freiheit und Lebensnähe, den man noch vor einem Menschenalter mit dem Namen des aus Apulien stammenden, aber nach der Hauptstätte seines Wirkens benannten italienischen Bildhauers Niccolò Pisano verknüpfte, ist Frankreich. Ganz wie über Frankreich ja auch die Stoffe der keltischen Ritterdichtungen zu unserm Wolfram und Gottfried gekommen sind. Und zwar ist es zunächst der äußerste Südosten Frankreichs, die Provence, gewesen, wo reichlichst bewahrte Reste römischen Altertums mit der Lust, Augen- und Herzenserlebnisse selbständig zu verkünden, eine lebensschaffende Verbindung eingingen. Von der Kirche Saint Trophime in Arles wanderte der neue bildnerische Stil nach dem nordfranzösischen Chartres. Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts folgten Großtaten der Formerkennung und Ausdruckserfassung des menschlichen Gesichts, der befreiten Gestaltbewegung und Gewandgliederung in den Bischofskirchen (Rathedrales) von Amiens und Reims. Größte Wirkung auf die fortschrittlichen deutschen Bauformen des dreizehnten Jahrhunderts übte die nach einem Brande von 1112 neu erbaute

Rathedrale des ostfranzösischen Laon. Freilich, ganz wie anderthalb Jahrhunderte später die Anfänge der heute noch geltenden, auf „Lebenswahrheit“ und „Farbenvielfalt“ gegründeten nordischen Malkunst, die man gemeinlich von den Brüdern Hubert und Jan van Eyck herleitet, von der Kunstpflege burgundischer und anderer französisch sprechender Fürsten ihren Ausgang nahmen, zum großen Teil aber der persönlichen Leistung von Holländern, Flamen und Deutschen, die im Dienste dieser Fürstlichkeiten standen, zu verdanken sind — ebenso werden sich unter den fast sämtlich ihrem Namen nach verschollenen großen Bildhauern der französischen Bischofskirchen nicht wenige Niederländer und Deutsche befunden haben. Fast alles zudem, was in Frankreich in jenen für die deutsche Bau- und Bildnerkunst entscheidenden Jahren begonnen wurde, erfuhr in Deutschland eine den Gesetzen unseres Bodens, unserer gewachsenen Sitte ge-

mäße Aus- und Umgestaltung, die in vielen Fällen als eine hohe Wertsteigerung bezeichnet werden muß. Dies ist der schlagende Unterschied, der die deutsche Bildnerkunst des Mittelalters von der deutschen Malerei und Kupferstichkunst des achtzehnten Jahrhunderts trennt: auch diese folgt gleichzeitigen oder wenig früheren französischen Vorbildern, bleibt aber, wenige Höchstleistungen ausgenommen, hinter ihnen zurück!

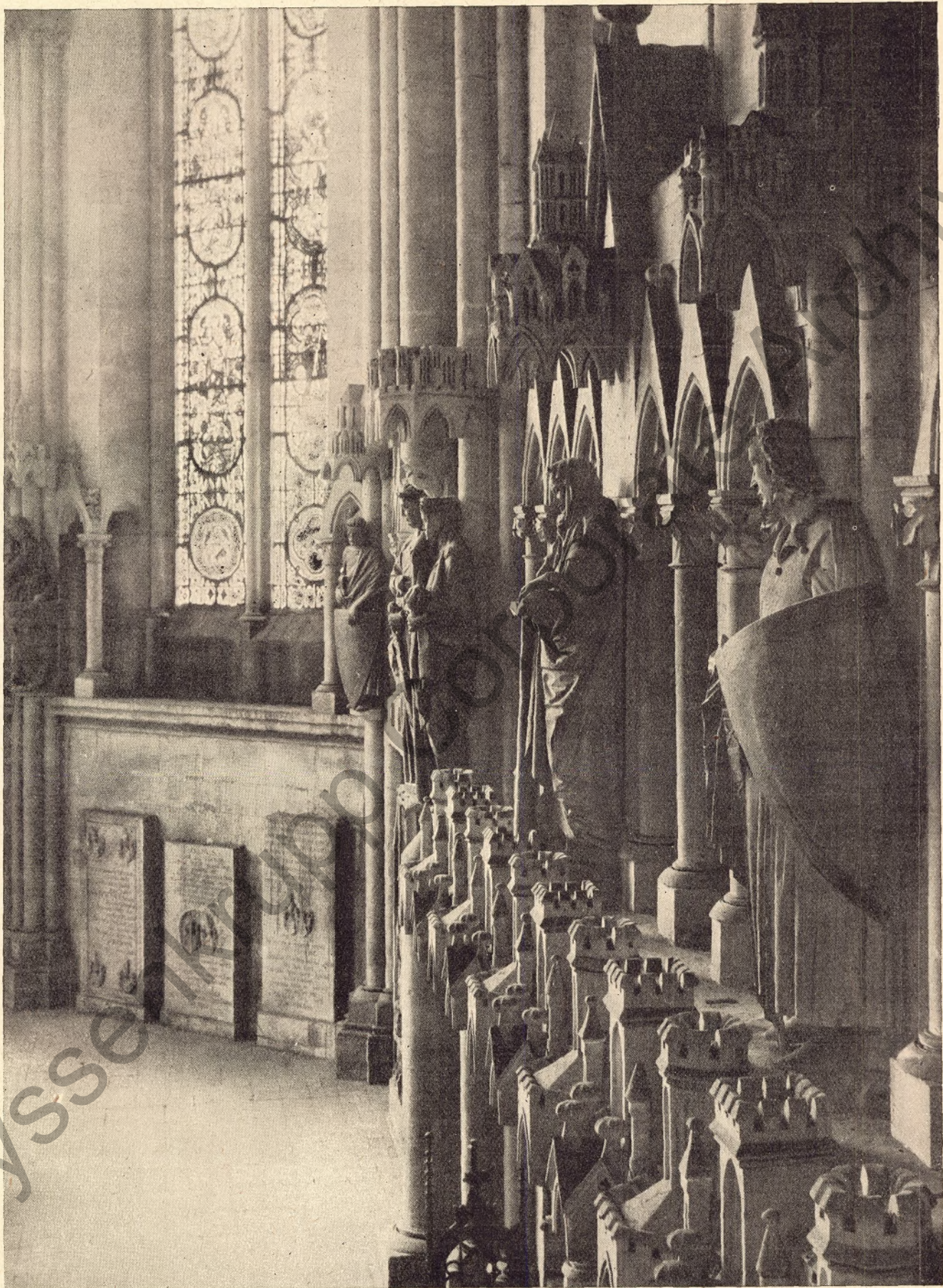
Rein baulich bietet die erzählend breite, nicht in einem Rausch aufwärts schwingende Anlage der beiden deutschen Kirchen mit dem doppelten, nach Osten und Westen gerich-



Auszahlung der Silberlinge

teten Chorabschluß, und in bildnerischer Hinsicht die Durchgeistigung der Gesichter, die Steigerung der Gruppengegensätze bei den beiden in Bamberg schaffenden großen Bildhauern genug des eigenen, das empfangene Fremde dankbar vertiefenden deutschen Lebens. Von allen steht aber der Naumburger Hauptmeister, gewiß weniger leicht und gewinnend als der im Papiergeld der Nachkriegszeit allgemein bekannt gewordene Künstler des „Bamberger Reiters“, mit der Erdschollenwucht seiner Gestalten schon da, wohin die französische Kunst erst in den letzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, und zwar merkwürdigerweise auch unter Führung eines Ausländers, des aus Hattem bei Zwolle stammenden Claus Sluter, gelangt! Eine Versammlung lebensgroß dargestellter bildnismäßig aufgefaßter geschichtlicher Personen des eigenen Landes, wie sie der Naumburger Westchor vereinigt, hat die französische Bildhauerkunst vor dem dreizehnten Jahrhundert und in ihm noch nicht aufzuweisen.

Ein zweiter rechtfertigender Vorbehalt zu dem Worte „deutsch“ muß angesichts der Körperbildung eines Teils der auf den Naumburger Bildwerken dargestellten Menschen gemacht werden. Besonders in der Kreuzigungsgruppe und in den Reliefs vom Leiden unseres Herrn, die den Letzner des Chors schmücken und so zu der Fürstenversammlung des Abschlusses hinführen, findet



Nordseite des Laufganges mit den Stiftern

man nicht eigentlich hochgewachsene germanische „Langschädel“. Vielmehr sind breite Kinnbäden, bisweilen fast geschlossene Augen, stämmig untersehte Figuren die Regel. Man muß hierbei daran denken, daß Naumburg im frühen und hohen Mittelalter Kampfgebiet zwischen Germanen und Slawen war und daß die Stadt ihre kurzlebige Blüte der Tatsache verdankte, daß Bischof Hildeward von Zeitz im Jahre 1030, von Osten her bedrängt, nach Naumburg übergesiedelt war und das Bistum dorthin verlegt hatte. Noch heute findet man in der jetzigen Provinz, noch mehr in dem bisherigen Königreich Sachsen, viele slawische Namen, manchen slawischen Gesichtsschnitt. Es liegt in dessen kein Grund vor, anzunehmen, der Künstler, der bisweilen diese Rassenzüge mit entdeckungsfroher Schärfe festgehalten hat, müsse nun selbst zur slawischen Rasse gehört haben: niemand wird Eduard Grüner für einen Klosterbruder, Herrn von Blas für einen Venezianer, Böcklin für einen Renzauren halten wollen! In den Fürstengestalten findet übrigens unser Meister ganz von selbst den Weg ins Hohe und Gerechte, ganz besonders in den echt nordisch aufstrebenden Erscheinungen der Frauen Uta und Gerburg.

Ehe wir nun die Gestalten weiter betrachten, die der große oder, wie wir vielleicht richtiger sagen, die beiden großen Naumburger Bildhauer hingestellt haben, und in ihren Mienen zu lesen versuchen, müssen wir uns mit wenigen Worten die Baugeschichte des Hauses, wo sie stehen, vergegenwärtigen. Nur wenig von den Untergewölben gehört einer früheren Zeit als der des 1242 verstorbenen Bischofs Engelhard an. Das Entscheidende für den Ausbau aber tat der von 1244 bis 1272 herrschende Dietrich von Wettin, also ein Verwandter der Ahnen des sächsischen Königshauses. Unter ihm entstand der eigentliche Bezirk der Naumburger Bildkunst, das westliche Chor mit dem als Tor zu ihm dienenden Lettner und die Untergeschosse der westlichen Türme. Das schmuckärmere Ostchor folgte im vierzehnten Jahrhundert, ebenso die Obergeschosse der Türme, von denen einer, wie das häufig zu geschehen pflegte, erst in geschichtlich dankbarer Neuzeit vollendet wurde. Während wir am Hauptportal, im Langhaus und am Ostlettner noch manchem romanischen Kreisbogen, mancher ringumschmiedeten Säulenchentupplung, manchem juweliernmäßigem Kapitell begegnen, ist schon der Westlettner reine, wenn auch nicht sehr beschwingte Gotik: ein mäßig spitz überdachtes Torhaus, mit einem breiten Friesband bekrönt. Das spitzig erstarrte Laubwerk der Säulenknaufe läßt an der Rückwand das reiche, aber persönlich gegliederte Leben des deutschen Waldes in kristallener Übertragung vor uns erscheinen. Das Westchor, in wenigen hochfensterigen

Fächern abgeschlossen, gleicht mit seiner rein und scharf geschnittenen maßvollen Überspizung einer edlen Frucht. Hier stehen, am Fensteransatz und über den Grabsteinen, in mäßiger Höhe vom Boden aus, unter alten Baldachinen, aber zum Teil auf neuzeitlich hinzugefügtem Zimmerwerk, die Standbilder, wegen deren man Naumburg hauptsächlich besucht: Abbilder der Grafen, Herren und Edelfrauen, die im elften Jahrhundert das Bistum zum Erben eingesetzt oder ihm reiche Zuwendungen gemacht haben. Die Namen dieser Fürsten sind in einem 1249 ergangenen Aufruf Bischof Dietrichs aufgezählt, in welchem er zu Spenden für die seiner Obhut anvertraute Kirche aufforderte und auf die früheren Begünstiger des Kirchenbaues hinwies. Freilich hat die Auswahl der Darzustellenden im Laufe der Ausführung einige wichtige Veränderungen erfahren. Das Ostchor, in reinen und klaren, aber nicht wie in den berühmtesten französischen Kathedralen die Wand zugunsten der Fenster- und Pfeilerwirkung aufhebenden gotischen Formen gehalten, enthält noch ein letztes unvollendetes Werk des großen Naumburger Bildhauers, eine Bogenfüllung mit den Gestalten des lehrenden Christus und der ihn anbetenden Maria und Johannes, eine sogenannte Deesis.

Über den führenden Meister der Naumburger Bildhauergruppe haben deutscher Forscherfleiß und deutsches Einfühlungsvermögen, das übrigens in den Personen Wilhelm Vöges und Richard Hamanns entscheidend an der heutigen, mit Recht hohen Einschätzung der französischen Bildhauerkunst des Mittelalters mitwirkte, manches Wichtige ermittelt, manchem Schluß an Beweiskraft grenzende Wahrscheinlichkeit gegeben. Leider konnte der Name, konnten die



Engelhard und Uta

Lebensumstände bis heute noch nicht ergründet werden — ein Schicksal freilich, das der Naumburger, wie wir ihn nennen, ohne damit über seine Herkunft etwas aussagen zu wollen, mit den beiden großen Bamberger Steinbildnern und mit fast allen großen französischen Bildhauern des Mittelalters teilt. Es ergibt sich das geistige Schicksalsbild eines jungen Deutschen, der sein Handwerk in den mit Hochdruck arbeitenden, auf die Mitwirkung fremder Hilfskräfte angewiesenen Bauhütten Nordfrankreichs lernt, dort vielleicht eine landschaftlich auffallend reiche „Verkündigung an die Hirten“ als Relief am Lettner der überreich bildgezierten Kathedrale von Chartres als Gesellenstück schafft, wahrscheinlich auch in Amiens und Metz Spuren seiner Arbeit hinterlassen hat und im Jahre 1239 die Bildhauerarbeit am Lettner des Mainzer Doms ausführt, wovon nur ein wundervoll ergeben seliger Christus, zu dem Maria und Johannes hingeknielt ausblicken, am Nordostportal, und zwei aus-

druckreiche Gruppen der Seligen und Verdammten des Jüngsten Gerichts, ein Kreuzgang, noch erhalten sind. In den zehn Jahren, die von da bis zum mutmaßlichen Beginne der Arbeit in Naumburg verstrichen sein dürften, mag unser Künstler in Bamberg gewesen sein und seine Kraft der Seelenaussage an den Reliefs im dortigen Ostchor, dem sogenannten Georgenchor, des Doms geschärft haben, wo in noch durchaus romanischer Formensprache, aber großartig sicherer Versteinerung der erregten Gebärdelinie Propheten des Alten und Apostel des Neuen Bundes anspannende Wechselrede tauschen.

Für die Naumburger Werke, deren Entstehung im wesentlichen das dritte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts ausgefüllt haben dürfte, wird von Pinder die folgende Reihenfolge vorgeschlagen: zuerst die Passionsreliefs am Lettner, von denen zwei verloren und durch mehr als freie Nachbildungen des achtzehnten Jahrhunderts ersetzt sind, dann die noch etwas ungefügen Standbilder des Sizso von Revernburg, des Markgrafen Hermann von Meißen und Dietrichs von Brehna. Hierauf, nach einem zweiten Aufenthalt in Bamberg, wo inzwischen die von Reimser Portalgestalten angeregten, in der Gebärdengröße und Beherrschung des reichen Faltenwurfs alles bisherige in Deutschland hinter sich lassenden Statuen der Heimführung und Verkündigung Mariä entstanden waren, die drei von schmerzlichem Erlebnis bis zum Rande gefüllten Standbilder der Kreuzigung. An diese schließen sich dann die vier Standbilder, mit denen man in erster Linie die Vorstellung der „Naumburger Kunst“ verbindet, Markgraf Ekkehard der Zweite von Meißen und seine Gattin Uta, die Tochter Eilfos von Ballenstedt, die trauernde Witwe Gepa, Wilhelm von Ramburgs Gemahlin, und als wohl schönstes und reifstes der Werke Gerburg, die Gattin Dietrichs von Brehna. Mit diesen vier Hauptwerken wäre nach Pinders Meinung die Tätigkeit des Hauptmeisters, der dann noch das unvollendet gebliebene Relief mit Christus, Maria und Johannes in Angriff nahm, im wesentlichen beendet. Ein nahe verwandter Kunstgenosse, der vielleicht in früheren Jahren die schmerzvoll sinnenden Gestalten eines jugendlichen Königs und der heiligen Eutropia an der Reimser Kathedrale ausgeführt hatte, ließ dann noch die beiden ganz als Stimmungsmenschen aufgefaßten jugendlichen Erscheinungen des trüben, bedrückten Timo von Rüstritz und des schwärmerisch-sehnsüchtigen Wilhelm von Ramburg folgen. Als Werkstattarbeiten, in denen die große Welle der beiden Künstler allmählich verebbt,

wertet Pinder die Standbilder des 1048 im gerichtlichen Zweikampf gefallenen Billungers Thietmar, Konrads, des Bruders Timos, und der Reglindis, der Gattin Markgrafen Hermanns und Tochter Boleslavs von Polen, wobei zu bemerken bleibt, daß das Bild Konrads wahrscheinlich schon in früher Zeit vom Sockel gestürzt und in den wichtigsten Teilen neuzeitlich ergänzt ist, die Reglindisfigur aber augenscheinlich eine weitgehende Überarbeitung von der Hand desjenigen Bildhauers erfahren hat, der die lebhafteste Reihe der klugen und törichten Jungfrauen an der Paradiesesporte des Magdeburger Doms schuf.

Große und schlichte Deutschtum glauben wir gleich an dem ersten der — fast vollrond gearbeiteten — Passionsreliefs zu erkennen, wo Christus mit träumerisch ergebenem Blick den Bissen in den Mund des vor ihm zusammenschrumpfenden Judas schiebt, dabei aber doch bedacht bleibt, den Rockärmel zurückzustreifen, damit sein Kleid nicht unwürdig mit der Tunte des Bratens in Berührung komme. Auch die Apostel sind dem Geschäft des Essens und Trinkens hingegeben, aber ihre Gedanken weilen, wie die Mienen verraten, anderswo. Tiefstes Seelenverständnis bekundet die „Auszahlung der Silberlinge“, eine in der mittelalterlichen Kunst sehr selten vorkommende Darstellung. Wie der vorstürzende Judas, dessen Gesicht im Schatten liegt, aber in den hochgezogenen Brauen die bereits jetzt aufsteigende Reue verrät, ängstlich das Gewand als Schürze zum Empfang des Bestechungsgeldes vorhält, wie der harte Hohepriester sein Gesicht in mißtrauisch mürrische Falten verzieht, zugleich aber



Gerburg

den Einflüsterungen eines eifigen Beraters lauscht, das ist ebenso wie das Geraune der drei andern, durch den hier sehr ausgesprochenen slawischen Typus und die spitzen Judenmützen ausdrücklich als Fremde bezeichneten Feinde Christi mit tiefgehender Beobachtung geistiger Vorgänge wiedergegeben. Engste und dabei klarste, im höchsten Sinne bildhauerische Aneinanderschließung brennender Augenblicke herrscht in dem Bilde der Gefangennahme, wo das leidende Heldentum Christi, der den verräterischen Kuß empfängt, in den Hintergrund zurückgeschoben und von dem flammend erzürnten makkabäerhaft starken Häscher, der mit verrenktem Arm Jesus am Brustlatz ergreift, und von dem mächtigen Zweihandschwerthieb, mit dem der sachlich wadere Petrus dem vorn zusammengesunkenen Malchus das Ohr abhaut, gewissermaßen vergittert wird. Köstlich geriet dem Meister die obrigkeitstgetreue gottselige Stumpfheit des hinter dem Führer mitmachenden Schergen. Mit sicher-

stem Blick hat der Künstler die Raumbeschränkung, die sich aus der Rücksicht auf die ansteigende Giebelwand im Mittelfelde des Lettnerfrieses ergab, für die Darstellung der Verleugnung Petri — der Apostelfürst war Titelhelliger der Kirche! — und eines Gesprächs der beiden Wachen ausgenutzt. Die vollsinnliche, starklippige, dickschädelige Magd, die aber zugleich mit einer der Herrschaft abgeguckten Gebärde recht zierlich den Gewandsaum emporhebt, tippt dem armen Petrus, dessen Streitermut im Vorp.az des Gefängnisses jämmerlich verflogen ist, übermütig auf die Schulter: ja, ja, man hat dich in der Gesellschaft des Missetäters gesehen! Und Petrus, die Stirn gerunzelt, starr vor sich hinblickend, weiß kaum etwas Besseres, als sich die Treppe hinaufzusteigen. Auf der anderen Dachseite bringt der Bildhauer ein Gespräch der Wachen an, einen lebendigen Trauerspielchor mit all der Wichtigtuerei untergeordneter, aber sich eingeweiht glaubender Menschen, die er wohl hunderte von Malen im Vorzimmer seines Bischofs hatte beobachten können. Wie der Lebhaftere von beiden dem Kameraden die Hand auf den Arm legt, die zugleich aber zur redenden Begleitung seines Berichts benutzt und außerdem das blanke Schwert vorschriftsmäßig schultert, das ist in jedem Zuge mit bescheiden eindringlicher Natürlichkeit festgehalten. Von größter Beredsamkeit ist auch die letzte von dem Meister selbst ausgeführte Szene: die Handwaschung des Pilatus; der Anführer aus der Gefangennahme kehrt hier als hagerer, überzeugter Eiferer wieder und führt griffest sein heiliges Opfer — ganz beschaulicher Schwärmer, der nicht in die Welt paßt — vor Pilatus, dem renommiertlich schnarrenden Amtmann im großen Rat, der sich nach zwei Seiten zur Wehr setzt und von dem Vordersten einer hingebend blöden Dienerschaft sich Wasser über die Hände gießen läßt. In den beiden letzten Feldern, wo die Geißelung und Kreuztragung in Holzschnitzereien des achtzehnten Jahrhunderts dargestellt sind, mag durch knitterige Steifheit und aufdringlichen Aufputz eines zum Gegenstande kein Seelenverhältnis mehr wahrenen religiösen Kunsthandwerks noch hier und da etwas von der gemessenen Wucht der wohl einem Einbau zum Opfer gefallen alten Steinarbeit nachklingen.

Alle padenden Wirkungen des Lettnerreliefs erscheinen mit besonderster Sättigung gesammelt in den drei Freifiguren des Lettners. Ihre Anordnung verschmilzt sie weit inniger mit dem Bauwerk, als dies bei den Vorbildern, etwa in Halberstadt oder im sächsischen Wechselburg, geschehen war. Christus, zu dessen Häupten zwei auffallend anmutige Reliefs mit Weihrauchfässer schwingenden rundlichen Engeln angebracht sind, bildet hier wirklich die Tür zwischen Langhaus und Chor, ihm zur Seite stehen im Giebelwerk in Nischen Maria und Johannes. In der Auffassung des Heilands — nur bis zu den Knien ist das Werk alt — geht der Künstler durchaus

seine eigenen Wege. Ein breitgewachsener, aber durchaus nicht in Muskelübungen durchgebildeter Mensch hängt da vor uns, nach schwerstem Schmerz veratmend. Haar und Bart sind locker gewellt und mit einer an Spätantike gemahnenden Freiheit des Meißels ausgearbeitet. Auch in der Gestalt der Maria ist ein „Können“, ein Bewältigen der kleinen Kunstgriffe des Handwerks, besonders im schön und reich geordneten Linienfluß der Gewandung festzustellen, das über die Kunststufe der Reliefs hinauszugehen scheint und die augenscheinliche Einwirkung der berühmten Heimsuchungsgruppe im Dom zu Bamberg annehmen läßt. Das Wesentliche war aber

auch hier bei allem Prunk der Gewandbehandlung für den Künstler der Ausdruck des lange aufgehäuften Schmerzes, der mit ganz einfachen Mitteln — je zwei scharfe Falten über und unter den Augen, Herausziehen der Nasenflügel — überzeugend gegeben ist. Noch „geladener“ mit Empfindung ist aber der Johannes, der — ein Zug, der erst zwei Jahrhunderte später wiederkehrt — im Übermaß der Qual sich von dem Traueranblick abwendet. Seine mit dem langen Mantel emporgerungenen Hände sagen vielleicht noch mehr als das Gesicht, wo die doppelte, die Wangen blähende Schmerzsfalte fast ebenso sehr an verhaltenes Lachen wie an unterdrücktes Weinen denken lassen könnte; jedenfalls ist hier mit Bewußtsein jede Schönheitslinie aufgeopfert.

Die Betrachtung der Hauptwerke der Naumburger Bildnerkunst, der Fürstenversammlung des Westchors, von der, wie gesagt, drei Standbilder wahrscheinlich noch vor den drei Kreuzigungsgestalten entstanden sind, zwingt uns zunächst zur Feststellung eines deutlichen Unterschieds zwischen Anlaß und Werk. Dargestellt sind große Herren des elften Jahrhunderts, der Bildhauer aber war im dreizehnten Jahrhundert groß geworden. Ob irgendwelche getreue Abbilder der längst Verstorbenen,

etwa auf Siegeln, Grabsteinen oder Widmungsblättern von Handschriften vorhanden waren, ist mehr als zweifelhaft. Die Geschichte weiß allerhand auch nach den weiten Begriffen des Mittelalters minder Erbauliches zum mindesten von den Männern zu berichten: Markgraf Hermanns Vater wurde ermordet, Ekkehard der Zweite ließ 1034 den Gemahl seiner Schwester Mathilde umbringen, Gepa, die Witwe Wilhelms von Ramburg, war nach einer alten Mönchserzählung jahrelang „beseßsen“, Thietmar, der Sohn des Billungers Bernhard, wurde 1048 von einem Untergebenen eines Anschlags auf König Konrad den Dritten bezichtigt und fiel in dem gerichtlichen Zweikampf, in dem er sich von der Anklage zu reinigen versuchte; Timo von Rüstriz endlich rächte in lang aufgespeichertem Groll eine ihm bei Gelegenheit eines Pferderennens verabreichte Ohrfeige dadurch, daß er nach einem Jahre den Beleidiger während eines anderen ritterlichen Spiels unversehens erstach! Gewiß



Timo

nicht wegen dieser Taten, die übrigens durch alte Inschriften der Statuen, wie „Thietmar, der erschlagene Graf“ (Comes occisus) offen zugegeben werden, sondern als Stifter und Begünstiger der Kirche und Seitenverwandte des Bischofs Dietrich haben diese Herren und Frauen den Platz am Priestersitz des Heiligtums erhalten. Ist es da nicht überhaupt müßig, eine enge Beziehung zwischen den Schicksalen und Charakteren der Dargestellten und dem, was die beiden großen Bildhauer ihnen an Ausdruck und Erscheinung verliehen, zu suchen? Aller Wahrscheinlichkeit nach schilderte der Künstler des dreizehnten Jahrhunderts Menschen seiner Zeit, suchte ihnen ein Außerstes an formgewordener Ausdruckskraft abzugewinnen und stellte vielleicht nachträglich eine lockere Verbindung zwischen der Gestalt, deren Anschauung er ganz in sich aufgesogen, und der geschichtlichen Person, deren Namen sie tragen sollte, her. Ganz gewiß nicht dürfen wir, wie noch Bergner es wollte, die Tötung des Grafen Thietmar als eine Art dramatischen Mittelpunkts, an dem jeder der Anwesenden irgendwie Anteil nähme, voraussetzen: wir haben zwar in der Versammlung mindestens einen Mörder, Timo, und einen Erschlagenen, Thietmar, aber Timos Born hat sich ja gar nicht gegen Thietmar, den er um dreiundvierzig Jahre überlebte und vielleicht nie gekannt hat, sondern gegen einen ganz anderen, hier nicht dargestellten Gegner gerichtet. Es ist sehr verlockend, die lächelnde Reglindis, die Gemahlin Hermanns von Meissen, als „leichtblütige Polin“ zu bezeichnen: aber erstens gibt es auch schwermütige Polinnen und zweitens wissen wir ja, daß gerade diese Gestalt, so wie wir sie besitzen, gar nicht von dem ursprünglichen Bildhauer geschaffen, sondern nachträglich von einem fremden Künstler überarbeitet worden ist, dem eben von seiner Magdeburger Tätigkeit her lächelnd bewegte Gesichtszüge besonders „lagen“. Bescheiden wir uns also damit, daß der führende Naumburger Meister und sein Freund einmal hohe fürstlich geartete Menschen ihrer Zeit, deren Namen wir nicht mehr feststellen können, ganz stark erlebt haben und später dieses Erlebnis, so gut es ging, mit den längst im Grabe modernen lehten Billungern und frühen Wettinern verbunden haben.

Unter den Standbildern, die mit 1,74 m Höhe gerade Lebensgröße haben und aller Wahrscheinlichkeit nach in der Werkstatt nur roh vorgearbeitet und dann am Standort, soweit der Künstler dies überhaupt wollte, ausgefeilt worden sind, wiederholt die nach Pinder früheste Figur, der Sizzo von Kevernburg, die schon in dem Lettnerrelief vorkommende Bewegung des geschulterten Schwertes, während die Linke sich auf den Schild stützt. Die Haltung ist einfach und geradlinig, aller Ausdruck auf den leicht nach links geneigten lockenumwallten Kopf vereinigt, dessen herabgezogene Brauen und geöffnete Mund schwere Sorge und Klage, aber auch männliches Ankämpfen verkünden. In der noch nicht überwundenen stofflichen Schwere steht ihm am nächsten Markgraf Hermann, der Gatte der viel größeren und schlankeren Reglindis, ein altgewordener träumerischer Jüngling, der die rechte Hand im glockenförmig herabhängenden Gewande birgt, mit der Linken aber spielerisch Schild zugleich und Schwert an sich preßt. Sein nach rechts gefenkter regelmäßig geschnittener Kopf von weichem Umriß drückt Enttäuschtheit und Beschaulichkeit zugleich aus. Ein ehrenfester, bieder überzeugter Mann in mittleren Jahren, dem Hermann in der Grundanlage recht ähnlich, ist der vermutlich als Dritter entstandene Dietrich von Brehna: dem Hermann nicht unähnlich, steht er leicht zu-

rückgelehnt und nach links geneigt mit sprechendem Munde; die vom Gewandzipfel umflossene Rechte stützt sich auf das Schwert, während die Linke den Schild vorhält. Bei einfachster Anordnung ist hier der Fluß der Röhrenfalten des Gewandes schon freier, meisterlicher.

Die Höhe der Meisterschaft erklimmt unser Künstler in dem zu reinster Harmonie ausgewogenen Paar: Markgraf Ekkehard und Uta von Ballenstedt. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind diese beiden Gestalten, die auch die heute allgemein beliebtesten der Reihe geworden sind, nach den großen Lettnerfiguren und nach einem zweiten Bamberger Aufenthalt des Bildhauers entstanden. Man wird hierbei festhalten müssen, daß unser Meister die Anregungen, die die zweite, nach dem „Reiter“ und der „Heimsuchungsgruppe“ benannte Bamberger Bildhauerschule ihm geben konnte, zwar dankbar entgegennahm, aber sie keineswegs als Gesetz befolgte. Für ihn war eben nicht die Belebung jeder Einzelform, die möglichst geistreiche Behandlung jedes Gewandstücks die Hauptsache: in einer schweren, aber deutlichen, daher deutschen Sprache hebt er die plastischen Grundwerte heraus, sagt er die seelischen Dinge, auf die es ihm vor allem ankommt. Dieser seiner Neigung kam die Tracht seiner eigenen Zeit entgegen, die schwere, sich wenig biegender Wollstoffe, festes Leder bevorzugte. Unendliche gehaltene Würde und doch größte Freiheit bestimmt die Gebärde des Mannes, der, von der Grafenmütze bedeckt, mit schon durchfurchtem Gesicht, die Nasenspitze ist ergänzt in ruhiger, nicht ganz schmerzloser Überchau ausblickt, mit der rechten Hand den Mantelzipfel über dem linken Arm zurechtrückt, in der Linken fest und doch leicht das Schwert- und Schildgehent hält. Kleiner und zarter, aber kraftvoll raffig steht die Gattin neben ihm, kronengeschmückt, mit schwellenden Lippen und mit Augen und Nasenflügeln, deren feine Beweglichkeit man ahnt. Von schwer ausagbarem Reiz ist ihre Gebärde: der rechte, durch die Gewandung hindurchschimmernde Arm zieht den Mantel dichter an den Hals, wie um eine unsanfte Luftbewegung abzuwehren, während die Linke, die das lange Gewandstück faßt bis zum edelgeformten Busen emporrafft, in ihrer kräftig schlanken Bildung uns alles Wissenswerte über die körperliche und seelische Artung der jungen Frau verrät. In der Gestalt der Witwe Gepa zeigt der Künstler, daß er die Bamberger, zum Teil in Reims vorgebildete Kunst der feinfühligsten Gewanddurchgestaltung wohl beherrscht. So reizvoll aber auch das Faltendreieck über dem linken Knie der Leserin dem Fachmann erscheinen mag: der Naumburger Bildhauer vermag doch den Hauptanteil des Beschauers in den schon runzeligen verweinten Bügen der Witwe, in den glänzend bewegten, in und mit dem Buche spielenden Händen zu sammeln. Vielleicht die letzte ganz eigenhändige Statue des führenden Naumburger Meisters ist Gerburg, die Gattin Dietrichs von Brehna (die rechte Hand ist ergänzt). Die bezwingende Frische Utas ist hier ins Reife, Frauliche abgewandelt. Der leichte Schwung der nicht mehr knospenhaften Lippen, die lebensvollen Falten unter den Augen geben dem Gesicht etwas voll verstehenden Anteils, Fragendes. Gerburg faßt leise den Mantel, während die Linke das schwere Buch einstützt. Der große, ein Doppelmotiv klar entwickelnde Auf- und Niederfluß des Gewandes bekundet reifstes Können und sagt gut über den adlig stolzen Leib der hohen Frau aus.

Zwei im Gesamtanblick besonders fortschrittlich anmutende männliche Standbilder werden von Pinder

einem geistig nahe verwandten jüngeren Freunde des Hauptmeisters zugeschrieben, der vielleicht in früheren Jahren am Bildschmuck der Reimser Kathedrale mitgearbeitet haben könnte. Es sind jener Timo von Küstritz, der nach der Chronik einen lange überlegten, im Sinne heutiger Ehebegriffe im höchsten Grade „unkommentmäßigen“ Nachemord durch eine der Kirche zugewandte Siebendorferschenkung gutzumachen suchte, und Wilhelm von Ramburg, der Gatte der als betende Witwe dargestellten Gepa. Beide sind durchaus als Stimmungsmenschen aufgefaßt, vorwiegend jugendlich, der Ramburger überdies in einer fast tänzerisch ausgeschwungenen Biegung der Figur. Gemeinsam sind beiden die großen und äußerst beredten Hände. In Timo können wir jedenfalls einen mittelalterlichen Hamlet begrüßen, einen noch jungen Menschen mit unwölkter Stirn und einem — sicher nach dem Einzelfall gebildeten — Birnenkopf, den aber die edel gebildete Nase und der sprechende, wenn auch mürrische Mund retten. Der selbstgefällig über die linke Schulter geschlagene Mantel und die mit Absicht gezeigten sehr durchgebildeten Hände, die am Schwertknäuf und auf dem Schildrand ruhen, hellen die schwermütig anziehende Erscheinung etwas auf. Wilhelm von Ramburg, der ähnlich wie Uta seinen rechten Arm im Mantel birgt — eine Gebärde, die Frühere als das Zeichen eines Schulbeingeständnisses nach alter deutscher Rechtsgewohnheit lesen wollten —, mit der jugendlichen Linken aber zugleich Schwert und Schild festhält, erscheint trotz breiter und derber Gesichtsformen als ein versonnener, staunender Schwärmer, worauf besonders die hochgezogenen gewölbten Brauen und die weichen Übergänge der Wangenmodellierung hindeuten. Die entschieden von links unten nach rechts oben gerichteten Gewandfalten, die zu dem Sehnsuchtsausdruck des nach links hinabgeneigten Gesichts in einem gewollten Gegensatz stehen, vergrößern noch den Spannungsreiz dieser Gestalt.

Nur als Nachklänge der großen Naumburger Werk-tätigkeit sind wahrscheinlich die drei Gestalten des im Gottesgericht gefallenen Thietmar, der Reglindis und des Grafen Konrad, des Bruders Timos, zu werten. Thietmar, das Gesicht halb hinter dem Schild gedeckt, der halb entblößte rechte Arm im Begriff, das Schwert zu ziehen, erscheint in hinreichend lebhafter Handlung: schade, daß die etwas vierschrötige geradlinige Gestalt, die wenig geistreiche Behandlung des Faltenwurfs nichts dazu tun, das Heldenhafte der Gebärde zu unterstreichen! Reglindis, im Vergleich zu ihrem Gatten Hermann zu groß geraten, in der Gewandanordnung und Haltung der „Gerburg“ frei und flach nachgedichtet, erweist sich überdies in der Gesichtsmaske von einem Künstler des Magdeburger Doms nachgearbeitet. Das Standbild des Grafen Konrad endlich, wahrscheinlich schon früh durch Unglücksfall beschädigt, ist jetzt im Gesicht und rechten Arm neuzeitliche Arbeit. Diese etwas verberben und äußerlicheren Arbeiten führen schon zu dem Bildhauerwerk des Meißener Doms hin, wo die Naumburger Schule noch eine Zeitlang sich auswirkte.

Wir aber wollen die vollsten und gesättigsten Werke der Naumburger Bildnerkunst, den Petrus und die Magd der Lettnerreliefs, den schweren und ernsten Sekreuzigten, das verantwortungsvolle Fürstenhaupt Ekkehards und die lichten Traumbilder der Frauen Uta und Gerburg als unser Eigen behalten, als die höchste bildnerische Darstellung des erlebten deutschen Menschen, die dem deutschen Mittelalter zu schaffen vergönnt war.

Anm.: Die beigelegten Abbildungen, die für den Text eine wertvolle Ergänzung bilden, sind dem Werk: „Hega-Pinder, Der Naumburger Dom und seine Bildwerke, beschrieben von Wilhelm Pinder, Deutscher Kunstverlag, Berlin, 2. Aufl., 1925“ entnommen. Wegen Raummangels konnten wir leider nicht alle freundlichst zur Verfügung gestellten Bilder veröffentlichen.



Winterlandschaft
Nach einer Radierung von L. Zwicker

Verflungene Meisterpatente

Das Deutsche Reichspatentamt in Berlin glaubte, gelegentlich der Eröffnung des Deutschen Museums in München seinen Wünschen zu dem festlichen Tage der Übergabe des Baues an die Öffentlichkeit, der freudigen Bewunderung des vollendeten Wertes keinen sichtbaren Ausdruck verleihen zu können als durch die Darbringung des Buches „Verflungene Meisterpatente“. Das Buch, das nur in einer einmaligen numerierten Auflage von 200 Stück, und zwar Nr. 1 bis 50 in erstklassiger Pergamentausführung, Nr. 51 bis 200 in wunderbarer Leinwandfassung, im Verlage der Firma Carl Heymann, Berlin, soeben erschienen ist, enthält die naturgetreue Wiedergabe der Beschreibungen und Zeichnungen patentierter Erfindungen von August Vorfis, Alfred Krupp, Eugen Langen und Nikolaus August Otto, Werner Siemens, aus den Jahren 1840 bis 1866. Die handschriftlichen, zum Teil eigenhändigen Aufzeichnungen längst dahingegangener Männer, deren Namen auf den Tafeln der Geschichte der Technik unauslöschlich eingetragen sind, entstammen den in der Bibliothek des Reichspatentamts befindlichen Akten über die in Preußen vor dem Jahre 1877 erteilten Patente. Aus dieser Fundgrube geschichtlich bedeutungsvoller Urkunden sind sieben ausgewählt worden, die nach der Person der Schöpfer und nach dem technischen Werte vorzugsweise geeignet und würdig erscheinen, in ihrer ursprünglichen Gestalt festgehalten und der Allgemeinheit bekanntgegeben zu werden. In wort- und bildgetreuer Wiedergabe sind diese Dokumente in natürlicher Größe zusammengestellt, ein bereites Zeugnis der Gedankengänge, der Ausdrucksweise und der äußeren Formen, in denen einstmalig die Erfinder ihre Geistes schöpfungen zu Papier brachten.

Nr. 1 bringt die eigenhändig von A. Vorfis unterzeichnete Beschreibung und zwei Zeichnungen einer „selbsttätigen Speisevorrichtung für Dampfkessel“. Über dem zu speisenden Kessel sind zwei Zylinder angebracht, die abwechselnd aus einem Reservoir mit Wasser gefüllt und wieder in den Kessel entleert werden. Der eine dieser Zylinder steht jedesmal mit dem Kessel in Verbindung. Der andere ist dann mit Dampf gefüllt, steht mit dem Reservoir in Verbindung und der Dampf schlägt sich nieder, während das Wasser im Reservoir infolge des äußeren Luftdrucks im Zylinder steigen wird. Beide Zylinder sind durch ein bewegliches Querstück verbunden, der gefüllte sinkt, der entleerte steigt hinauf, die Verbindungen von Reservoir und Kessel kehren sich um, und so wiederholt sich das Speisen des Kessels aus dem Zylinder und des Zylinders aus dem Reservoir. Die Erfindung ist am 12. November 1840 angemeldet und am 14. Januar 1841 patentiert worden.

Nr. 2 gibt eine eigenhändige Beschreibung des Leutnants in der 3. Artillerie-Brigade in Wittenberg, Werner Siemens, wieder: „Verfahren, Gold behufs der Vergoldung auf nassem Wege aufzulösen“. Die Erfindung behandelt im ersten Teil das Niederschlagen des Goldes mittels des galvanischen Stroms aus bisher nicht bekannten Verbindungen, und die Vergoldung des Silbers auf diese Weise. Der zweite Teil erläutert die Vergoldung des Silbers, Kupfers und seiner Legierungen mittels eines Goldpuders. Das Verfahren ist am 8. Januar 1842 zur Patentierung angemeldet worden. Die Erteilung des Patentes erfolgte am 29. März 1842.

Nr. 3 zeigt wieder eine von A. Vorfis eigenhändig unterzeichnete Beschreibung einer „Expansionssteuerung für Lokomotiven“. Zweck der Erfindung ist, den Dampf nach der erforderlichen Zugkraft der Lokomotive mehr oder weniger expandieren zu lassen. Um die Expansion beliebig weit treiben zu können, erfolgt die Veränderung des Schieberlaufes nicht durch veränderliche Hebelübersetzung, sondern durch Veränderung der Bewegung im Angriffspunkt selbst. Man brauchte dem Schieber kein übermäßiges Voreilen zu geben und kann mit dem Zylinder bei voller Füllung arbeiten. Die Vor- und Rückwärtsbewegung sowie die Veränderung der Expansion beim Rück- und Vorwärtsfahren und die Stellung für den Ruhezustand der Maschine liegen in der verschiedenen Stellung eines Hebels im Führerstand. Auch wird es möglich, während der Fahrt, ohne die Dämpfe von den Schieberventilen vorher abzuschließen, die Steuerung umzustellen. Der am 24. August 1843 eingereichte Patenterteilungsantrag wurde am 19. Oktober 1843 gewährt.

Als viertes unvergängliches Zeugnis schöpferischer Tätigkeit ist der – abermals von Werner Siemens – eigenhändig beschriebene und gezeichnete „Elektromagnetische Telegraph“ wort- und bildgetreu dargestellt, der als solcher und in Verbindung mit einer Vorrichtung zum Druck der Depeschen beschrieben wird. In diesem Dokument sind bereits die nach dem späteren, heute noch gültigen Patente geschehen erforderlichen Patentanprüche (das als neu Erachtete, für das Patent-schutz begehrt wird), wie folgt zu finden: Ich betrachte als neu und wesentlich und bitte demgemäß, mir zu patentieren:

1. den selbsttätigen Stromwechsel, bewirkt durch ein verschiebbares Metallstück;
2. die beschriebene Art der Sicherung der Bewegung des Gangrades durch Einschließung eines festen oder federnden Anschlags zwischen die aufrechtstehenden Zähne desselben;

3. die Beseitigung der Möglichkeit des Haftensbleibens des Ankers und Elektromagnetes durch Einschaltung einer Nebenschließung im Augenblicke des Anschlags;
 4. die beschriebene Kombination zwischen Stahl und Elektromagneten, durch welche die Schwächung des Stahlmagnetismus beseitigt und die Bewegung des ersteren bei jeder Stromstärke gezeigt wird;
 5. die Konstruktion der Elektromagnete aus isolierten Eisendrahten.
- Die Urchrift trägt das Aktenzeichen IV Nr. 15239 vom 7. Oktober 1847. Das Patent lautet auf dasselbe Datum.

Nr. 5 stellt die für Fried. Krupp von Alfred Krupp eigenhändig geschriebene Beschreibung mit dazu gehöriger, eigenhändig unterzeichneter Zeichnung „der Verbindung eines Geschützrohres aus Gußstahl mit einer metallenen Enveloppe“ dar. Die Erfindung besteht darin, Geschützrohre aus Gußstahl oder aus damit zusammengefügtem Material von größerer Ausdauer herzustellen, als die bisher benutzten gewöhnlichen Gattungen aus anderen Metallen. Die zusammengefügten Gußstahl-Geschützrohre verurachen gegenüber den bisherigen infolge Material- und Abfallersparnis, sowie Vermeidens des schwierigen Schmiedens nur die Hälfte bis ein Drittel der Herstellungskosten. Die Beschreibung datiert vom 31. Juli 1847, das Patent vom 27. September 1849.

Das sechste und vorletzte Faksimile bringt eine Beschreibung und zwei Zeichnungen eines weiteren Patentes Fried. Krupps: „Verfahren, um Radbeschläge aus Gußstahl ohne Schweißung herzustellen“. Die Schrift bezeichnet die Erfindung als „Darstellung von Radbandagen, Tyres, Reifen aus Gußstahl ohne Schweißung“, aus einem massigen Guße. Der Zweck der Fabrikation ist die Erzielung vollkommener Gleichartigkeit und Reinheit solcher Reifen. Es werden zwei Methoden angegeben. Bei der ersteren wird ein geschmiedeter Gußstahlblock von innen ausgedehnt und der späteren Form genähert, auf die Richtmaschine gebracht, auf der Drehbank fertig bearbeitet und – also ohne Schweißung – warm aufgezogen. Die zweite Methode beruht auf der Verwendung einer Walzmaschine, die Material und Arbeit spart, wobei gleichzeitig auch die Radflanschen gewalzt werden. Patent vom 21. März 1853.

Als 7. und letzte Wiedergabe hochwichtiger Meisterpatente beschließt die Sammlung die in Köln am 8. Februar 1866 von Eugen Langen und N. A. Otto unterzeichnete, am 21. April 1866 patentierte Beschreibung einer „atmosphärischen Gaskraftmaschine“. Den Text hat Otto eigenhändig geschrieben. Als Neuheit, besonders der dadurch erledigten Lenoir'schen Maschine, wird besonders hervorgehoben:

1. Die Benutzung der in der Einleitung ausgeprochenen physikalischen Tatsache nämlich statt einer direkten Benutzung der Explosion als motorische Kraft die dabei freiwerdende Wärme dadurch zur Arbeit werden zu lassen, daß der Ausdehnung der Verbrennungsprodukte nur sehr kleine Widerstände entgegengesetzt werden, und daß als motorische Kraft die Wirkung benutzt wird, welche dadurch entsteht, daß die Gase, nachdem sie ihre Wärme und dadurch die die Explosion begleitende Spannung verloren haben, durch die Atmosphäre auf dasjenige Volumen zurückgedrängt werden, welches nach geschlossener Abkühlung ihrer chemischen Zusammensetzung und Temperatur entspricht;
2. die sich unterbrechende Wirkungsweise des Kolbens;
3. das Schaltwerk oder die Mechanismen, welche die bei der niedergehenden Bewegung des Kolbens entwickelte Kraft auf die Schwungradachse übertragen;
4. die Kraftregulierung der Maschine durch Veränderung der Zahl der Kolbenhübe bei konstanter Umdrehungsgeschwindigkeit der Achse.

Gütigst, diese sieben Meisterpatente bedeuten neben vielen anderen deutschen Ruhmestaten auf geistigem Gebiete einen wahren, unvergänglichen Triumph des Menschengesistes im Gestalten und Ideenschöpfen! Unsere heutige Generation, die sich täglich der immer weiter fortgeschrittenen Nutzenanwendung dieser grundlegenden, die Ausbarmachung der Naturkräfte fördernden „Meisterpatente“ erfreuen darf und den Wert derselben je nach Beruf und Verständnis mit der ihrer Eigenart entsprechenden Urteilskraft würdigen, bewundern oder als mehr oder weniger selbstverständlich hinnimmt, diese heutige Menschheit wird sicher beim Lesen des Wertes sich der geistigen Großtat namhafter Deutscher nicht verschließen können! Besonders die 3. E. eigenhändig niedergeschriebenen Erläuterungen versehen den Leser dieses Prachtwerkes in die damalige Zeit mit ihrer damaligen Gesplogtheit und Eigentümlichkeit.

Die wenigen ausgegebenen Stücke (200) werden eine der großen Allgemeinheit ermöglichte Zugänglichkeit in Frage stellen, da auch nur wenige Bibliotheken in den Besitz des Wertes gelangen werden oder können. Aus diesem Grunde sind diese Zeilen geschrieben. Sie sollen ein kleines Stück mit dazu beitragen, auch dem heutigen Menschen in dieser lausenden, fast empfindungslosen Neuzeit einmal wieder bei seinem Haften und Tagen Halt zu gebieten und ihn veranlassen, sich geistig hundert Jahre zurückzuversetzen, um dann von einer anderen Werte aus den Gang der Welt und ihrer Einrichtungen verständnisvoll zu würdigen!

Dipl. Ing. Reichmüller.

Burg Neideck

Novelle von Wilh. Heinrich Riehl

V.

(Fortsetzung und Schluß)

Aus dem östlichen Pavillon jenes Renaissanceschlusses zu Westerau, welches dem Burg-Balzer so schlecht gefiel, hatte man die schönste Aussicht über den Felsberggrund bis zur Felsentuppe von Burg Neideck, deren Türme am Horizont das Bild abschlossen. In jenem Pavillon wohnte aber Prinzessin Isabelle, des regierenden Fürsten jüngere Tochter, mit ihrer Hofdame, dem alten Fräulein von Martigny.

Die achtzehnjährige Prinzessin blickte oft sehnuchtsvoll nach der Burg und wünschte da droben zu sein, um weit ins Land hinaus zu sehen und dann immer weiter ins Land hinaus zu reisen und aus dem Lande hinaus; denn sie fühlte sich wie gefangen in dem väterlichen Schloß, wo die standesmäßigste Langeweile herrschte. Es fragt sich, was qualvoller ist: ein Kerkerfenster, welches auf hohe Mauern zielt, oder ein Kerkerfenster mit der schönsten Fernsicht? Das eine jagt uns stündlich, daß wir eingesperrt sind, und das andere, daß wir nicht hinaus können. Und die Prinzessin wäre so gern hinausgefliegen; aber an ihres Vaters Hofe galt die klösterliche spanische Etikette, vorab für Damen. Isabellens ältere Schwester, Prinzessin Eleonore, war aus Langeweile katholisch geworden und ins wirkliche Kloster gegangen. Dort fühlte sie sich weit freier als im Schloße, vielleicht eben darum, weil sie nun nicht mehr in die schöne weite Welt hinaus sah, sondern bloß in die Klostermauern hinein.

Die Lage des Schulmeisters auf der Burg und der Prinzessin im Schloße bot übrigens eine gewisse auf den Kopf gestellte Ähnlichkeit. Der Burg-Balzer hatte seine Braut wohl haben mögen, mochte aber seine Burg nicht verlassen; die Prinzessin dagegen hätte gar zu gern ihr Schloß verlassen und konnte dies auch, wenn sie den jungen Reichsgrafen von Vierstein hätte heiraten wollen, aber gerade den wollte sie nicht.

Prinzessinnen sind weit schöner wie andere Mädchen, auch wenn sie nicht halb so schön sind: ihr hoher Rang verkärt sie. Aber diese Verkärtung müssen sie oft sehr teuer erkaufen durch ungeheure Langeweile.

Wenn Isabelle in ihrem prächtigen Zimmer saß, so schien es ihr, als gähnten alle vier Wände, und wenn sie im Schlossgarten spazieren ging, da dächte ihr, als schliefen alle Bäume und schnarchten alle die steinernen Götter und Göttinnen, womit die Blumenbeete zwischen den verschütteten Hainbüschengängen geziert waren.

Sie stand frühmorgens um neun Uhr auf, weil sie so lange brauchte, um sich von der Langeweile des vorigen Tages auszuschlafen, und wenn sie beim Lever sich die Strümpfe anziehen ließ, brauchte sie oft eine halbe Stunde, bis sie sich entschloß, vom rechten Strumpf zum linken vorzuschreiten.

Des Tages war sie keinen Augenblick allein; denn die Martigny, welche als Hofdame zugleich Mutterstelle vertrat, wußte nicht von ihrer Seite. Eine wahre Höllenrichterin der feinsten Etikette, war das alte Fräulein zugleich höchst nervös und reizbar. Wenn die Prinzessin nach der Morgentoilette vom Waschtisch oder aus dem Bade kam, hielt sich die Hofdame während der nächsten halben Stunde immer auf etliche Schritte entfernt; denn sie behauptete, von einem frisch gewaschenen Menschen ebenso gut den Schnupfen zu bekommen wie von einem frisch gewaschenen Fußboden.

Auf die Toilettestunde folgte die Lesestunde: die Martigny las französisch vor, lauter klassische Bücher aus der Zeit des großen Ludwig, und der Tonsall ihrer Verse wirkte schon am hellen Morgen wunderbar einschlafend. Dann kam die Maltstunde. Der Hofmaler Timotheus Niedermeyer lehrte die Prinzessin Blumensträuße in Aquarell malen zu Geburtstagsgeschenken für die ganze Familie. Dieser Niedermeyer besaß Talent, war aber aus Langeweile Manierist geworden; denn er hatte jedes Jahr dekretmäßig vierundzwanzig Beseidungsbilder in Öl zu liefern, mehrenteils fürstliche Familienporträts. Die Prinzessin malte er in allen Größen, Stellungen und Kostümen, darunter neuerdings als geflügelten Engelskopf zwischen Wolken, dann als achtzehnjähriges Kind, Seifenblasen in die Luft treibend, und endlich als Schäferin mit der Schippe, ein Schaf an rotem Bande führend: alle diese drei Bilder gingen als Geschenke für Isabellens vorbestimmten Bräutigam nach Vierstein. Die Prinzessin konnte schon genannt werden, allein das abgeschlossene Leben hatte ihrem Gesicht die weiche, matte Schönheit einer Treibhausblume gegeben, und da der Künstler, um zu schmeicheln, die zarten Linien und Farben noch überzärtelte, so blickte der Kinder-, Engels- und Schäferinnenkopf recht langweilig in die Welt. Die Langeweile ist der Hunger der Vornehmen und der Hunger ist die Langeweile der gemeinen Leute: man sah es der gemalten Prinzessin an der Nase an, daß sie niemals Hunger habe, aber sehr oft Langeweile.

Isabelle sollte den Grafen Friedrich von Vierstein heiraten, mochte ihn aber nicht; andererseits wollte der Graf aber auch von der Prinzessin nichts wissen, die ihm doch bestimmt war. Sie waren Vetter und Naise, hatten sich als Kinder gesehen, und Isabelle vergoß damals Tränen über den unbändigen Jungen, dessen derbes Wesen sie erschreckte und ängstigte. Später kamen sie sich ganz aus den Augen; der Graf ging auf weite Reisen und trat in fremden Kriegsdienst, und obgleich Schloß Vierstein nur eine Tagereise von Westerau entfernt lag, hatten die beiden Väter ihre Kinder doch brieflich und auf eigene Faust verlobt, ohne die Nächstbeteiligten viel zu fragen. Sie hielten dies für standesmäßiger als die Verlobungen aus Liebe und Aug' in Auge bei gewöhnlichen Menschen.

Die schönen Porträts des Hofmalers sollten das Verlangen des widerstrebenden Grafen nach seiner widerstrebenden Braut wecken, wirkten aber das gerade Gegenteil. Nicht besser war es mit dem Brustbild des Grafen gelungen, welches zur selben Zeit auf Schloß Westerau ankam. Es stellte den Jüngling als Huzaren dar, und da es in Vierstein, wo bloß kriegerische und weidmännische Neigungen herrschten, nicht einmal einen Hofmaler gab, so hatte man die Porträts von einem durchreisenden Künstler malen lassen, dessen Kraftpinsel das Gesicht des armen Grafen wahrhaft grimmig wiedergab. Die Prinzessin erschrak wie damals als Kind, daß sie hätte weinen mögen. Und Fräulein von Martigny benutzte diesen Schrecken, um zu dem Porträt des bösen Veters auch gleich den richtigen Hintergrund zu malen.

Sie sprach von jenem gewissen Potsdamer parfum de caserne, der einen auf Schloß Vierstein bis in die Salons und Boudoirs verfolgte; denn dort habe man nur Sinn für Soldaten, Pferde und Hunde. Ingeheim nährte sie nämlich die Abneigung Isabellens gegen die Heirat, weil sie ihr teures Pflegekind am liebsten zur alten Jungfer hätte heranreifen sehen, um selber bis ans selige Ende Oberhofmeisterin auf dem Schloße zu bleiben, dessen Langeweile sie am meisten förderte und am wenigsten empfand.

War nun gleich die Maltstunde und die Malerei in Westerau so langweilig wie alles übrige, so knüpfte sich also doch einiges dramatische Interesse an dieselbe. Dies konnte man dann aber von keiner der übrigen Stunden des Tages mehr behaupten.

Es ging alles nach der Uhr, und alle Uhren des Schlosses gingen recht. Der Fürst ritt täglich zur selben Stunde den selben Spazierweg und kehrte zur selben Minute wieder heim. Man sagt, daß er einmal einen prächtigen Sechzehner aus bloßer Ungnade nicht geschossen habe, weil der Hirsch zehn Minuten später bei dem Anstande erschienen war, als die Jäger angesagt hatten. Einen Fürsten darf man nicht warten lassen.

Um elf Uhr wurde gefrühstückt; um zwölf waren die Audienzen. Auch die Prinzessin hatte manchmal eine Audienz zu erteilen, wobei ihr die Martigny vorher immer genau einprägte, mit welchen Worten sie das Gespräch eröffnen solle. Es waren drei Redensarten zum anmutigen Wechsel; Isabelle hätte gern noch eine vierte und fünfte hinzugefügt, getraute sich aber niemals.

Um drei Uhr war Tafel. Die Prinzessin fand, daß man ihr immer die langweiligsten Menschen zu Nachbarn gab. Das Tischgespräch klang sehr feierlich, drehte sich aber um den kleinsten Stadtklatsch. Isabelle entdeckte dabei, daß die Menschen draußen im Städtchen gar nicht so langweilig sein könnten wie die Leute im Schloß, denn sie gaben wenigstens Stoff zur Unterhaltung. Sie hätte gern einmal so eine Beamten- oder gar Bürgersfrau kennen gelernt; allein die Martigny versicherte ihr, daß ein solcher Verkehr durchaus unschädlich sei, übrigens auch nicht angenehm. — „Diese bürgerlichen Frauen riechen so sonderbar“, pflegte sie beizufügen und nahm eine doppelte Prise Schnupftabak. Sie erklärte es für einen besonderen Vorzug des alten Landgrafen von Hessen, daß er sein Volk nicht habe riechen können.

Nach Tisch begab man sich zu gemeinsamer Promenade in den Schlossgarten, und zwar paarweise, der Hofsourier schritt mit seinem Stöcke voran und zwei Leibjäger mit Karabinern beschloßen den Zug. Isabelle hätte statt dieser Promenade gar zu gern einmal einen Ausflug auf die Burg Neideck gemacht; man versprach es ihr auch öfters, fand aber niemals Zeit, das Versprechen zu halten. Denn weil der Hof eigentlich gar nichts zu tun hatte, hatte er die Zeit so genau eingeteilt, daß außerdem zu gar nichts mehr Zeit blieb. Das stets unerfüllte Versprechen steigerte aber die Sehnsucht der Prinzessin nach der verzauberten Burg als dem Sinnbilde der ewig lockenden, ewig unerreichbaren Freiheit.

Nach dem Spaziergang fütterte und liebte der Fürst seine zahlreichen Hunde, wie dies auch Ludwig XIV. zu tun gepflegt. War da

der Vater bei besonders guter Laune, so durfte auch Isabelle die Hunde streicheln helfen, was ihr in der Seele zuwider war. Die Martigny unterließ dann nicht, hinterdrein heimlich zu bemerken, der Vetter Friedrich habe noch viel mehr Hunde, und wenn sie erst einmal Gräfin Vierstein sei, dann werde sie den ganzen Tag nicht aus den Hunden herauskommen.

Der Trost aller Unglücklichen ist die Nacht, das heißt, sofern sie schlafen können. Die Prinzessin hatte ein prächtiges Himmelbett mit den weichsten Kissen und seidenden Decken. Wenn Kinder so recht breit und behaglich in ihrem Bettchen liegen, dann sagt man ihnen: da liegtst du wie eine Prinzessin! Von der Prinzessin Isabelle stammt dieser Spruch gewiß nicht; denn sie hatte selbst im Bett kein Behagen. Sie dachte sich's wunderschön, im Dunkeln zu schlafen, allein es galt für standesgemäß, daß allezeit ein holländisches Nachtlicht in ihrem Schlafgemache brannte und ein deutsches im anstoßenden Zimmer der Kammerfrau. Auch glühten vom 15. Oktober bis zum 15. April zwei Kaminfeuer die ganze Nacht hindurch in beiden Gemächern – laut der Schloßordnung. So lag denn die arme Prinzessin gar oft im wachen Traume und zählte die Schläge der großen Schloßuhr und der zahlreichen Zimmeruhren, welche pflichtlich der großen nachschlugen, und ihr ganzes junges Leben kam ihr vor wie eine einzige lange schlaflose Nacht.

Es war im Mai. Die Nächte wurden glücklicherweise immer kürzer, aber Isabelle hatte doch um ein Uhr noch keinen Schlaf gefunden und startete im Zimmer umher; – da entdeckte ihr Auge ein kleines rotes Buch auf dem Fenster Sims, bei der peinlichen Ordnung dieser Räume etwas Auffallendes. Die Bücher des Schlosses waren alle blau gebunden – und wie kam es hierher? Sie schlüpfte aus dem Bette und holte das Buch.

Der rote Einband war geschmacklos überladen, die Blätter mit Goldschnitt bestanden aus elendem Böschpapier und waren mit stumpfen Lettern bedruckt. Der Titel lautete: „Denkwürdige Beschreibung und Geschichte der hochfürstlichen Burg Neideck, ans Licht gestellt durch Philipp Balzer, Schulmeister und der vaterländischen Historie Beflissener“.

Die Prinzessin legte sich wieder ins Bett und begann beim Scheine des trefflichen holländischen Nachtlichts das Buchlein zu lesen.

Schon bei den ersten Seiten, die bekanntlich von den fünf und zwanzig Bedeutungen des Wortes Neideck handeln, fühlte sie sich ruhig und immer ruhiger und als sie zu Seite 10 gekommen war, schlief sie ein und schlief fest bis zum späten Morgen.

VI.

Der Burg-Balzer hatte also seine „Geschichte“ binnen Jahr und Tag wirklich zu Ende gebracht, ja er hatte sie sogar zum Druck befördert! Das letztere war schwieriger als das erstere. Es gab nur eine einzige Presse im Fürstentum, welche dem Hofbuchbinder Böllner in Westerau gehörte. Dieser Mann, zugleich Besitzer eines Spielwarenladens und einer Leihbibliothek, druckte zwar alljährlich den Westerauschen „Hof-, Staats- und Hauskalender“, war aber zu irgendeinem anderen literarischen Unternehmen auf eigene Gefahr nicht zu bewegen. Philipp hatte dies vorausgesehen und bot ihm zur Kostenbedeckung die 2 Gulden 18 Kreuzer, welche den Inhalt seines seit zwölf Jahren zusammengesparten „Burgfonds“ bildeten. Allein dies war Herrn Böllner viel zu wenig.

Philipp hatte nicht geahnt, daß Bücher so teuer kommen, verlor aber keineswegs den Mut; und da er wußte, daß die Bauern der Herrschaft nur einen Teil ihrer Zinspflicht in Geld und Naturalien leisten, den anderen aber in Hand- und Spannfronden, so schlug er dem Buchbinder vor, er wolle sich ihm so lange zur Handfronde stellen durch Abfassen von Rechnungen und Mahnbriefen, Linieren von Schulheften und dergleichen, bis die Druckkosten abverdient oder durch verkaufte Exemplare gedeckt seien. Der Buchbinder schlug ein, und so wurde Balzer unter stillem Seufzen der Fronarbeiter seines Verlegers, wie es auch schon berühmtere Autoren gewesen sind. Ganze Stöße von Arbeit wanderten jeden Samstag nach Neideck, während der Stoß der Exemplare des Buches ruhig in Westerau liegen blieb; allein Philipp trug die Last mit Gelassenheit: fröndete er doch seiner Burg zu Ehren!

Übrigens hatte er nicht veräußert, etliche wunderschön rot gebundene Exemplare an die regierenden Herren der Umgegend zu schenken. Er erwartete anfangs ein paar goldene Dosen, dann wenigstens etliche hübschvolle Handschreiben. Allein, es kam nichts dergleichen.

Der Fürst von Westerau hatte das unerbetene und in ganz ungehöriger Form übersandte Buch sofort dem Kammerdiener geschenkt, wie er's überhaupt mit wertlosen Gaben seiner Untertanen zu machen pflegte. Dieser fand das Buch so langweilig, daß er's Isabellens Kammerfrau gab; da die Kammerfrau aber das Hofleben noch langweilliger fand als das Buch, so las sie ein wenig darin und ließ das Buch im Schlafzimmer ihrer Herrin liegen, wo es durch die Langeweile einer schlaflosen Nacht nun erst in die rechten Hände gefallen war.

Die Prinzessin freute sich, doch einmal Ausführliches zu erfahren von jener verwunschenen Burg, die sie immer von weitem sah und niemals aus der Nähe betrachten durfte. Sie staunte über die vielen merkwürdigen Begebenheiten – eine kleine Weltgeschichte! – welche sich alle dort ereignet haben sollten, und über die zahllosen noch vorhandenen historischen Heiligtümer des alten Gemäuers. Die französischen Bücher, womit sie von der Martigny täglich gequält ward, führten nach Paris und Rom, nach Athen und Mexiko und anderen gleichgiltigen fremden Orten; es tat der Prinzessin so wohl, zum ersten Male auch über die nächste Heimat, über das Rätzel, welches vor ihrem Fenster lag, Gedrucktes zu lesen. Der Anfang des Buches wirkte beruhigend, sogar schlafbringend,

die Mitte dagegen anregend, der Schluß aufregend. Der Autor wurde mitunter komisch, wenn er recht ernsthaft sein wollte, aber er meinte es immer gut und glühte für seinen Gegenstand. Die Prinzessin erwärmte sich für einen Schriftsteller, über den sie zum öftern lachte, aber sie konnte ihn niemals auslassen. In der Vorrede bot er sich jedem Besucher der Ruine zum Führer an, bei Regen und Sonnenschein, Tag und Nacht; als Isabelle das Buch ausgelesen, hätte sie sich fürs Leben gern einmal von dem Schulmeister durch die Burg führen lassen, am liebsten im Mondschein.

Übrigens wurde Philipp Seite 112 sogar geheimnisvoll, prophetisch. „Der Mensch“, so heißt es dort, „baut sich sein Haus oder seine Burg, aber das Haus und vollends die Burg erbaut auch den Menschen, der darinnen wohnt. Die Zeit blieb scheinbar stehen in der alten Burg; allein die Zeit steht nicht still, sie bewegt sich und bewegt; sie ließ auch die Burg wachsen und altern: die Burg ist gleichsam ein lebendiges Wesen, welches geheimnisvoll eingreift in das Schicksal des hochfürstlichen Hauses, des Landes und vieler

leicht auch eines geringen Untertanen, der sich nicht nennen mag. Es lebt ein Burggeist in ihren Mauern, kein Gespenst, sondern der Geist, den die Menschen hineintragen, von dunklem Zwange geführt, alle Menschen, die sich einer so mächtigen Burg wahrhaft nahen und von ihr in höherer Kraft zurücknehmen, was sie hineingetragen haben. So wurden die Flüche der vertriebenen Frauen lebendig in der Burg; zwei haben sich erfüllt, der dritte wird sich erfüllen, und erscheinen wird die rechte Burgfrau, welche Frauenhuld nach hundert Jahren wiederbringen und die Burg retten wird zur Beschämung der Männer. Wer wird die hohe Frau sein und wann wird sie kommen?“

Mit diesem Fragezeichen schloß das Buch.

Die Prinzessin wurde, wie gesagt, ganz aufgeregt durch den Schluß. Bisher hatte sie keinen anderen Beruf gekannt, als sich zu langweilen und den unausstehlichen Vetter zu heiraten. Das eine tat sie aber absichtslos und das andere beabsichtigte sie nicht zu tun. Jetzt fragte sie sich, ob sie nicht gar berufen sei, die Burg zu retten? Freilich wußte auch sie nicht klar, was da eigentlich gerettet werden solle; doch genug, sie fand einen Beruf: sie wollte retten. Und vorab wollte sie die Burg einmal aus der Nähe betrachten.

Ein ganz neuer Geist der Widersehllichkeit erwachte in ihr. Sie fragte sich, ob sie nicht ein angeborenes Recht auf den Besuch ihrer Stammburg besitze, welches man ihr bisher unterschlagen habe? Sie prüfte zum erstenmal ihre Lage prinzipiell, vorurteilslos und fand, daß man sie einsperre, bevormunde, langweile, verbumme. „Das Haus macht den Menschen?“ Ja wahrlich, der vergoldete Käfig dieses langweiligen Schlosses hatte sie zur Puppe gemacht! Das mußte anders werden! Ein ungeheurer Trost regte sich in dem kleinen Köpfchen, der Rousseausche Geist war auch hier zu Flammen gewacht worden – durch den armen Burg-Balzer, der gar nichts von Rousseau wußte.

Es fügte sich, daß in den Tagen, wo dieser Sturm durch alle Gedanken der Prinzessin brauste, der Heiratsplan zum endgültigen Abschluß gebracht werden sollte. Des Grafen Besuch war schon dreimal angesagt und immer wieder abgemeldet worden, denn der junge Mann, eben erst aus der großen Welt heimgekehrt, war nicht zur Abreise

Glück auf!

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'schen Welt.
Er, der stillen Nacht Gefährte,
Atmet tief im Schoß der Erde,
Den kein Himmelslicht erhellt.
Neu erzeugt mit jedem Morgen
Geht die Sonne ihren Lauf,
Ungeklärt ertönt der Berge
Uralt Zauberwort „Glück auf!“

Theodor Körner.

nach Schloß Westerau zu bringen, dessen Langeweile ihm noch aus den Kindertagen in schauervollem Andenken stand. Dies wenig schmeichelhafte Baudern schien gerade nicht von bester Vorbedeutung; allein der Wille der beiden kontrahierenden Väter stand fest, und zuletzt mußten sich die jungen Leute wohl fügen. Die Prinzessin wünschte zwar den Grafen auf den Bloßberg, ärgerte sich aber doch, daß er nicht einmal kommen wollte, um sie zu sehen. Ihrem Vater aber erklärte sie rund heraus, daß sie noch am Altare nein sagen und daß keine Macht der Erde sie je nach Vierstein bringen werde.

Solch offene Widersecklichkeit war noch nicht dagewesen und die Gründe, mit welchen Isabelle das Recht beanspruchte, in dieser Sache auch ein Wort mitreden zu dürfen, ganz unerhört. Der Fürst erkannte seine geduldige Tochter nicht wieder. Er ließ ihre verantwortliche Hüterin, die Martigny, vordfordern, daß sie über diesen Paroxysmus Red' und Antwort gebe. Die erschrockene Hofdame erklärte, sie habe schon seit etlichen Tagen einen Geist des Eigensinnes und der Schwärmerie bei Isabellen entdeckt, der ihr schwere Sorge gemacht, ohne daß sie die Ursache habe aufspüren können. Gewohnt, alles rasch und fest nach seinem Willen erledigt zu sehen, befahl der Fürst der Martigny, eine Promenade mit Isabellen durch den Garten zu machen und ihr binnen einer Stunde den Kopf zurechtzusetzen.

Allein, statt sich zu verständigen, zankten sich vielmehr die zwei Damen; sie sprachen nur halblaut und gestikulierten sehr gemessen nach allen Regeln feinsten Sittes; ganz im stillen flogen dann dabei die giftigsten Stiche und schärfsten Hiebe herüber und hinüber.

So waren sie bereits eine halbe Stunde zwischen den Orangenbäumen die Schloßfront auf und ab gegangen. Da erschallte plötzlich verworrener Lärm streitender Stimmen vom nahen Portale her. Die beiden Damen hielten inne: ein Mann mit langen Haaren ohne Puder und Pops, in abgeschabten Kleidern, halb städtisch, halb bäurisch, versuchte ins Schloß zu bringen, während ihn die Bedienten mit Gewalt zurückwiesen. Er hielt eine große Bittschrift hoch in der Hand und rief unablässig, er müsse den Fürsten sprechen; die Bedienten aber entgegneten, drohend und scheltend, daß dies jetzt nicht angehe. Ihre Übermacht würde ihn bald aus dem Schloßhofe befördert haben, allein, als er die Prinzessin erblickte, entriß er sich ihnen mit unerwarteter Seitenschwenkung und eilte stracks zu den Damen.

„Gnädige Prinzessin!“ rief er atemlos, „ich bin der Schulmeister von Neided! Helfen Sie mir! ich muß Ihren Vater, ich muß meinen Fürsten sprechen, — es steht Gefahr auf dem Verzuge!“

Hochentrußt zog Fräulein von Martigny die Prinzessin hinweg, und die Bedienten hatten den Angestümten schon wieder gepackt. Allein, als Isabelle seinen Namen hörte, gebot sie den Bedienten, von dem Manne abzulassen. Die Martigny stand wie eine Säule, erstarrt über diese Selbstständigkeit der Prinzessin. Diese aber hieß den Schulmeister reden.

Seine Worte klangen nicht sehr höflich, allein um so natürlicher. „Denken Sie sich, Fräulein Prinzessin!“ rief er, „die Burg Neided soll abgebrochen werden, gesprengt, dem Boden gleich gemacht. So hat es der Amtmann beantragt und der Fürst genehmigt. Nächste Woche wird begonnen. Ihre Stammburg! die Landesfestung, das schönste Bauwerk, mit einem Worte: Neided! — Es soll fallen! — Und was für mich das Entsetzlichste: ich selber bin es, der die Burg ins Unglück gestürzt hat; ich wedte den verderblichen Plan in der Seele des Amtmanns! In meiner Geschichte der Burg.“

„Ich habe sie gelesen“, unterbrach die Prinzessin huldvoll lächelnd, und auch über Philipps vergeisterte Züge flog ein Lächeln der Autorfreude.

„In meiner Geschichte erklärte ich den Namen des Hasenturms, und Sie wissen, der jetzige Amtmann von Haas ist der Enkel jenes Haas, der sich dort den Hals abgeschnitten hat. Das mußte ich erzählen, denn des Historikers erste Pflicht ist die Wahrheit, die ganze Wahrheit, und wer bloß die halbe Wahrheit sagt, der ist schon ein ganzer Lügner. Der Amtmann ist ergrimmt darüber, daß ich seinen Großvater noch im Grabe beleidigt hätte, und obendrein gedruckt beleidigt. Er drang auf meine Abfertigung, allein der Scholarch, mein hoher Gönner, widerstand. Da nun der Amtmann mich nicht absetzen kann, reißt er die arme Burg ab. Er gibt an, sie störe den Verkehr, während doch bei Neided selbst mit der Brille kein Verkehr zu sehen ist, sie gebe dem Gesindel Unterschlupf, während ich ganz allein droben wohne, sie drohe stündlich den Einsturz, — dann brauchte er sie ja nicht abzureißen: — das sind lauter eitle Vorwände; der abgeschnittene Hals, das ist der wahre Grund, und so erzeugt ein Fluch den anderen. Und die falsch berichtigte Durchlaucht hat den Abbruch genehmigt. Aber ich will dem Herrn alles klar machen, ich will einen Fußfall tun. Es wäre eine Schande fürs Land, meine Schuld und mein Tod dazu, wenn die Burg fiele! Schaffen Sie mir eine Audienz, gnädigste Prinzessin, eine augenblickliche Audienz beim Fürsten!“

Die Martigny rief schon wieder die Bedienten, daß sie den tollen Mann fortzuschaffen, aber Isabelle sprach: „Mein lieber Schulmeister, folge Er mir!“

Sie winkte ihm höchst anmutig mit dem Fächer und schritt zum Portal, die große Treppe hinauf — der Burg-Balzer gehobeneren

Hauptes hinterdrein. Die Martigny rief nach Eau de Lavande, ihr schwindelte, — die Ohnmacht kam — und statt des Schulmeisters blieb sie nunmehr in den Armen der Bedienten zurück.

Die Prinzessin tat einen kühnen Gang, doch wer soeben die Kette gebrochen hat, ist kühner als wer niemals eine Kette trug. Sie durfte sich dem Vater sonst nur in zeremoniöser Weise nähern — ganz spanisch — sie durfte ihn nur mit „durchlauchtester Herr Vater“ anreden und das trauliche „Du“ war ihr als plebejisch und respektwidrig nicht gestattet.

Der Fürst glaubte beim Eintritt Isabellens, sie komme, zum Gehorsam befehrt, zurück und die Hofdame, welche das gute Werk vollbracht habe, hinterdrein. Wie staunte er, als ihn statt der Martigny das Gesicht des Burg-Balzers angrinste! Er maß den Frechen mit durchbohrendem Blick. Isabelle nahm sofort das Wort, schilderte kurz und bündig die ganze eben erlebte Szene und bat um Gnade für die Burg, während Balzer auf die Knie fiel und, seine Bittschrift vorstreckend, gleichfalls „Gnade!“ rief.

Ganz ruhig klingelte der Fürst zunächst dem Kammerdiener, hieß ihn, den unverschämten Eindringling von Schulmeister sofort aus dem Schlosse führen, und las dann seiner Tochter unter vier Augen derb den Text über ihr unziemliches Benehmen. Isabelle erklärte die Vorwürfe für gerecht, aber ihre Fürbitte für die Burg sei es nicht minder. Sie entwickelte die besten Gründe mit einem Bittern der Begeisterung, daß der Alte nur so staunte über die ungeahnte Beredsamkeit der Tochter. Von Philipps Buch angeleitet, sagte auch sie die Burg nun schon wie ein lebendes Wesen und rief, die fruchtbare Keime werde nachkommen, sowie der Bau am Boden liege; das sei dann, wie wenn man einen Menschen totgeschlagen habe und hinterdrein zum Doktor laufe.

Der Fürst blieb unbittlich. Doch machte ihm Isabellens Feuer-eifer einen starken Eindruck, nur leider in ganz unbeabsichtigter Richtung. Er dachte nämlich, wenn der Graf jetzt dieses leidenschaftliche Mädchen sähe, dann würde er doch größeren Gefallen an ihr finden, als es bislang der Fall gewesen scheine. Er entlief sich aus längst vergangenen Jahren, daß die Jugend eine gewisse Leidenschaft liebe. Und dieser Gedanke wedte einen zweiten. Er überlegte, ob sich's schide, ihn auszusprechen. Hierauf sprach er im kältesten Tone:

„Ist dir die Burg so wert, dann wollen wir einen Tausch machen: gib mir das Jawort für den Grafen, und ich gebe dir die Burg.“

Nun aber wurde die Prinzessin erst recht von heiligem Zorn erfüllt. Sie nannte das einen schmachvollen Handel und erklärte, daß sie nun den Vetter dreimal nicht und noch einmal erst recht nicht heiraten werde.

Das war ihr letztes Wort und der Vater sagte auch nichts mehr. Die fürstliche Familienszene war zu Ende.

Die Ereignisse vollten jetzt rasch. Der Fürst erließ sofort den Befehl, daß der tolle Schulmeister von Neided abgesetzt werden solle und binnen vierundzwanzig Stunden die Burg zu räumen habe wegen frevelhaften Bruches des fürstlichen Schloß- und Hausfriedens. Ferner, daß der Abbruch der Burg so bald als möglich begonnen werde. Dann verhängte er über die Prinzessin Zimmerarrest auf unbestimmte Zeit und übergab sie der Martigny zur schärfsten Bewachung, da sich Spuren von Gemütskrankheit bei dem unglücklichen Wesen zeigten, die nur durch einsames Leben beseitigt werden könnten. Weil aber Graf Vierstein bis nächsten Sonntag bestimmt erwartet wurde, so sollte man sie darauf vorbereiten und mit schwachem oder starkem Druck etwas Liebe für denselben zu erwecken suchen.

Alle drei Befehle wurden pünktlich ausgeführt.

Der abgesetzte Schulmeister verließ sein Häuschen und verschwand scheinbar spurlos. Die Burg verließ er freilich dennoch nicht, sondern zog sich in das geheime Gewölbe zurück, wo er Anno 1757 jene Belagerung ohne Belagerer bestanden hatte. Dort verbrachte er die Tage und Nächte. Des Abends schlich er heimlich ins Dorf, wo ihm die Bauern zu essen gaben, seine Anwesenheit aber treu verschwiegen, damit ihn der Amtmann nicht noch weiter verfolge.

Der Seelenzustand des vordem so glücklichen Mannes war jammervoll. An sein eigenes Elend dachte er nicht, wohl aber an das von ihm verschuldete Unglück der Burg. Also hatte er der Braut entsagt, — um die Burg zu ruinieren, den Burgfonds gesammelt, damit die Burg abgerissen werde, und die Geschichte von Neided geschrieben, damit die Prachttürme von Neided in die Luft gesprengt würden! Von Gewissensbissen gefoltert, trug er gute Lust, sich dann zur rechten Stunde oben auf den Hasenturm zu setzen.

VII.

Prinzess Isabelle verlebte inzwischen auch keine besonders heiteren Tage. Da, wie bemerkt, die Langeweile der Hunger der Vornehmen ist, so wollte sie ihr Vater durch die geistige Hungertur der Langeweile zur Besinnung bringen, wie er den Schulmeister durch den leiblichen Hunger gestraft zu haben glaubte.

Sechs Tage lang sah Isabelle keinen Menschen außer ihrer Kammerfrau und der Martigny. Das alte Fräulein predigte Buße in allen Tonarten; sie hörte es nicht. Vom Grafen Vierstein sprach die Pre-



Julius Söhn, Holphotograph, Düsseldorf

Die Goldene Brücke im Düsseldorfer Hofgarten

Noch ist Herbst nicht ganz entflohn,
 Aber als Knecht Ruprecht schon
 Kommt der Winter hergeschritten,
 Und alsbald aus Schnees Mitten
 Klingt des Schlittengläckleins Ton.

Und was jüngst noch, fern und nah,
 Bunt auf uns herniedersah:
 Weiß sind Türme, Dächer, Zweige,
 Und das Jahr geht auf die Neige,
 Und das schönste Fest ist da.

Tag du der Geburt des Herrn,
 Heute bist du uns noch fern,
 Aber Tannen, Engel, Tannen
 Lassen uns den Tag schon ahnen,
 Und wir sehen schon den Stern.

Theodor Fontane.

digerin dabei weniger, als eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, doch bemerkte sie oft, daß er bis Sonntag unfehlbar kommen werde. Isabelle schwieg. Aus den französischen Klassikern wurde dreimal mehr als sonst vorgelesen, Isabelle gab nicht acht. Sie durchdachte alle die Qualen des langweiligen Schlosses seit ihren Kindertagen, sie wollte hinaus um jeden Preis und wußte nicht wohin.

Es war am Samstagabend. Die Martigny las die zehnte Epistel Boileau's vor:

J'ai bon vous arrêter, ma remontrance est vaine
Allez, partez —

als ein dumpfer ferner Knall die Luft erschütterte, daß alle Scheiben klirrten. Die alte Dame fuhr zusammen, las aber dann noch viel eifriger und lauter als vorher: sie wußte, so schien es, was der Knall bedeute, wollte aber die Aufmerksamkeit ihrer Gastbefohlenen davon ablenken. Das war nicht nötig, — Isabelle war so tief in ihre Gedanken versunken, daß sie den Knall so wenig gehört zu haben schien wie die Verse Boileau's.

Die Dunkelheit kam; man ging früh zu Bette. Isabelle schlief wenig und wurde schon um vier Uhr durch die aufgehende Sonne geweckt; es war eben jener Sonntag angebrochen, an welchem der Graf bestimmt kommen sollte. Sie blickte durchs halbgeöffnete Fenster in die taufrische Landschaft, sie blickte vor allem nach der fernen Burg, dem einzigen Gegenstand, den sie täglich feuchten Auges zu betrachten pflegte. Aber o Staunen und Schreck! — die Burg hatte nur mehr einen Turm! Die Prinzessin glaubte anfangs, die Sonne, welche ihr von Neidach herüber so blendend ins Gesicht schien, bewirke diese optische Täuschung; sie holte ihr Fernglas. Da erkannte sie die traurige Wahrheit: die Burg hatte wirklich nur noch einen Turm, der andere, der Hafenturm, war gestern Abend gesprengt worden, als jener dumpfe Knall die Fenster des Schlosses erzittern machte.

Isabelle war außer sich vor Zorn und Schmerz.

Sie hatte bestimmt geglaubt, der Vater werde ihr zulieb dennoch die Burg begnadigen, und sie hoffte, daß sie sich auf Grund dieses Huldzeichens doch wieder aussöhnen und ein ganz neu geordnetes lebenswürdiges Leben im Vaterhause beginnen könne. Dies war der Gedanke ihrer seltenen besseren Stunden. Sie hatte darum täglich auf die unversehrte Burg wie auf ein Zeichen der Verheißung geschaut, und jetzt war schon der erste Turm gefallen, der Vater war unerbittlich — und der Graf sollte heute kommen!

Sie kleidete sich an, warf ein Tuch über den Kopf und schlich auf den Zehen aus dem Zimmer, die Treppe hinab zum Schloßhof. Niemand bemerkte sie in der Morgenfrühe. Ein Pfortchen stand offen, es führte ins Freie, sie eilte hinaus; sie wußte selbst nicht, was sie tat, wohin sie wollte; aber sie hatte nun doch überhaupt wieder einmal etwas gewollt und getan, die Luft umspielte sie so erquickend, und ihre Seele hob sich auf den Schwingen des Morgenwindes.

Wie aus Instinkt nahm sie den Weg gegen die Burg; anfangs gleich einer Fliehenden dahineilend, mähigte sie ihren Schritt; denn sie erregte die Aufmerksamkeit der wenigen Begegnenden, obgleich sie keiner erkannte. Sie fragte sich endlich, wohin sie denn wolle? Der Entschluß war bald gefaßt: hinauf zur Burg! Und was dann weiter? Sie wußte es nicht. Aber war sie nun einmal droben, war sie weit, weit vom Schlosse hinweg, dann schien ja zunächst alles gut.

Ans Wandern nicht gewöhnt, ermüdete sie bald, die Tränen traten ihr in die Augen, die Knie wankten; doch sie raffte sich auf und erreichte nach zwei Stunden wirklich die Burg, wo sie im Hofe erschöpft zu Boden sank. Es ward ihr dunkel vor den Augen, sie hörte die Frühglocken des Sonntagmorgens, das Gesumme der Bienen, sie atmete den Duft der Holunderbüsche, aber sie wußte nicht mehr, wo sie war und lag wie im Traume.

Da wurde sie durch eine Stimme geweckt, welche besorgt fragte: „Was fehlt denn der Jungfer?“ Sie blickte auf. Ein junger Mann in Reiserleidern, gestiefelt und gespornt, stand neben ihr und betrachtete sie teilnehmend. Sie fand keine Antwort, aber sie sah den Fremden fester an; das Gesicht schien ihr nicht ganz unbekannt, nur wußte sie nicht, wo sie's schon gesehen habe.

„Was sucht die Jungfer hier am frühen Morgen?“ fragte derselbe weiter. „Ich suche — den Schulmeister,“ stotterte Isabelle, um doch etwas zu sagen.

„Den suche ich auch,“ bemerkte der Jüngling. „Dieser Burg-Balzer ist doch ein merkwürdiger Mann, aber ein halber Narr wie alle merkwürdigen Leute! Abirgens wohnt er gar nicht mehr hier oben; er ist abgezogen und fortgejagt, wie mir vorhin ein Bauer berichtete. Fortgejagt, weil er der Prinzessin Isabelle im Westerauer Schloß ganz unanständig begegnet sein soll.“

„Das ist nicht wahr!“ fiel Isabelle ein — „Wenigstens nicht, soweit es die Prinzessin betrifft.“

„Doch, doch!“ versicherte der Fremde. „Mit dieser Isabelle ist nicht zu spaßen, sie ist eine entsetzlich zeremoniöse und langweilige Person.“

„Vielleicht mehr gelangweilt als langweilig,“ entgegnete sie. Der Fremde blickte sie prüfend an: „Aber wer ist Sie denn eigentlich, daß Sie dies besser weiß? Vielleicht gar eine Kammerjungfer von drüben?“

Isabelle stotterte errötend ein leises „Ja“. Sie hatte noch so wenig gelernt, sie konnte nicht einmal ordentlich lügen.

„Nun, wenn Sie das ist, dann erzähle Sie mir doch ein bißchen von Ihrer Herrin, sie soll ein artiges Gliederpüppchen sein, welches von dem Vater und der Hofdame an einem Fädchen gezogen wird, und sie wird ja wohl nächstens den Grafen Vierstein heiraten?“

„Doch nicht ganz Puppe!“ rief Isabelle entrüstet und in ganz anderem Ton. „Das Fädchen ist zerrissen; sie heiratet den wilden Grafen nicht, — unter keiner Bedingung!“

„Es ist denn der Graf wirklich so wild? und woher weiß Sie das?“ „Er lebt nur unter Jägern, Pferden, Hunden und Soldaten und schweift den ganzen Tag durch Feld und Wald!“

„So so! Und warum schweift Sie denn frühmorgens ganz allein durch alte Burgen, tugendsame Jungfer?“

„Ich? — Ich wollte ja den Schulmeister besuchen und den umgefallenen Turm sehen, den sie gestern gesprengt haben“, stotterte Isabelle.

„Gerade den wollte ich auch sehen, und das Buch des Schulmeisters über die Burg verleitete mich dazu —“

„Sie haben das Buch gelesen? Gerade dieses Buch führte mich hierher,“ unterbrach Isabelle.

„Es ist ein tolles Buch,“ fiel der Fremde ein. „Aber der Mann hat ein Herz für seine Burg, als ob sie seine Geliebte wäre. Und wenn man das Buch gelesen hat, dann zieht es einen hierher, man mag wollen oder nicht.“

„Genau so erging es auch mir,“ lispelte die Prinzessin.

„Also eine empfindsame Kammerjungfer,“ dachte der Fremde. „Sie werden immer häufiger in unserm philosophischen Jahrhundert.“

„Der junge Mann hat Kopf und Herz,“ dachte Isabelle. War es doch seit undenklicher Zeit der erste Mensch, welcher ein klein wenig ihre Empfindung teilte.

„Jungfer, ich kann nicht Komödie spielen!“ rief er plötzlich laut und richtete sich hoch auf. „Ich bin eben der Graf Vierstein, den Sie so wild genannt hat, und wenn ich so den ganzen Tag in Gottes freier Luft umherstreife, dann freue ich mich wohl inniger der schönen Natur, als Ihr blaffen Stubentinder, und sehe die Sonne aufgehen wie heute von dieser wundervollen Burg, und ärgere mich, daß man im Westerauer Schloß so roh ist, die eigene Stammburg mir nichts die nichts in die Luft zu sprengen. Das kann Sie Ihrer Herrin sagen, die ich zwar heute auch noch sehen, der ich aber nicht viel sagen werde und also wahrscheinlich auch dieses nicht.“

Isabelle war eine Weile sprachlos vor Schrecken. Aber der Graf sah ja gar nicht so grimmig aus wie auf dem Bilde, er war recht schön und durchaus nicht so roh, wie ihn die Martigny geschildert, im Gegenteil sehr freundlich und erstaunlich feinführend. Diese Erwägung milderte ihren Schreck. Sollte sie sich gleichfalls entdecken? Vor Scham fand sie den Mut nicht.

Endlich sammelte sie sich und flüsterte: „Also Sie sind wirklich auf dem Wege nach Westerau? Man hat Sie schon mehrmals vergebens dort erwartet.“

„Es ist eine saure Reise, diese Brautfahrt!“ seufzte der Graf. „Indes sie muß doch einmal gemacht werden; denn der Vater will es durchaus, und seinen Eltern muß man gehorchen, wie in der Bibel steht. Aber dieser Gehorsam hat seine Grenzen. Ich reite hinüber und tue alles, was geboten und schicklich ist; aber wenn mir, woran ich nicht zweifle, diese Isabelle aus der Nähe ebenso schlecht gefällt wie aus der Ferne, und mir, wie die Jungfer schon voraus weiß, selber gar einen frischen, fröhlichen Korb zugehenkt, dann reite ich seelenvergnügt wieder heim und habe meine Schuldigkeit getan. Drunten im Dorfe wartet mein Gefolge. Es ist noch keine Besuchstunde, und ich wollte vor dem schweren Gang noch einmal recht aufatmen und frischen Mut schöpfen hier oben auf des Burg-Balzers unvergleichlicher Burg. Da hat Sie meine ganze Geschichte.“

Isabelle zog ihr Tuch dichter um den Kopf und blickte seitwärts ins Tal hinab. Da sah sie einen Trupp Reiter, einen Wagen hintendrein; — die Reiter sprengten gegen den Burgberg heran: sie erkannte deutlich ihren Vater an der Spitze.

Mit einem markdurchschneidenden Schrei klammerte sie sich an den Grafen und rief: „Retten Sie mich! Da kommt der Fürst, mein Vater! Ich selbst bin Isabelle. Retten Sie mich, schützen Sie mich vor meinem Vater! Liefern Sie mich um Gotteswillen nicht in das verhaßte Schloß zurück, — es wird mein Grab sein!“

Nun war die Reihe des Staunens an dem Grafen. „Sie selber sind es, liebe Base? Aber Sie sehen ja ganz anders aus wie auf den Bildern, Sie sprechen ja ganz anders wie in Ihren Briefen, kurzum, Sie sind ganz anders, als man mir geschildert hat! Aber warum fürchten Sie sich denn vor Ihrem Vater, sind Sie ihm wohl gar davon-gelaufen?“

„Weil er mich durchaus — an Sie verheiraten wollte!“

„Gottlob, sie hat doch ihren eigenen Kopf, sie will mir durchaus auf eigene Faust den Korb geben,“ dachte der Graf.

„Doch nein!“ fuhr die Prinzessin fort, „nicht ganz deswegen, sondern weil man mich eingesperrt hat, darum, daß ich die Burg retten wollte und den Schulmeister eigenmächtig zur Audienz brachte.“

„Eigenmächtig!“ wiederholte der Graf ganz vergnügt. „Und also sind Sie wirklich davongelaufen — durchgegangen?“ Isabelle konnte nicht antworten. — Sie hat Kraft, Entschlossenheit, dachte der Graf. „Aber warum sind Sie nicht schon längst davongelaufen? Wir würden uns dann weit früher gegenseitig etwas genähert haben. Und waren Sie denn immer so — so aufgeregter wie heute?“

„Nein, das ist nur hier oben auf der Burg, da drunten im Schlosse ist es ganz anders.“

„Freilich!“ rief der Graf. „Das macht die frische Luft. Sie müssen mehr an die Luft kommen, auf's Pferd, auf die Jagd, in den Wald. Da werden Sie auch etwas röttere Wangen kriegen. Und die Luft in Vierstein ist so gut, viel besser als da drunten in Westerau!“

„Der Vater kommt! Retten Sie mich!“ rief jetzt drängender die Arme.

Da erscholl eine Stimme hinter ihnen: „Rasch zu mir, hier ist die beste Zuflucht! Ich wollte das Gewölbe vor aller Welt geheim halten, aber wenn es meine gnädigste Prinzessin zu retten gilt, dann gebe ich mein Gewölbe und meinen Kopf und alles preis. Her zu mir! Der Eingang ist nicht weit.“

„Was will der Mann?“ rief der Graf und maß die seltsame Gestalt, und wäre er nicht so zornig gewesen, so hätte er lachen müssen.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf, ich bin der Burg-Balzer, den Sie suchten, verzeihen Sie, daß ich unter dem Holunderbusch sitzend unfreiwillig Ihr ganzes Gespräch mit anhörte! Aber jetzt ist keine Zeit zu verlieren.“

„Lieber Freund,“ entgegnete der Graf, „Sein Gewölbe wollen wir ein andermal besuchen; stelle Er sich neben mich, hier links, ich schütze euch beide und vertriebe mich vor keinem Menschen.“

Der Fürst sprengte in den Burghof; sein schäumendes Roß bäumte hochauf vor der überraschenden Gruppe: Graf Vierstein in der Mitte, die Prinzessin an seiner rechten, den Burg-Balzer an der linken Hand.

Es dauerte Minuten, bis der Fürst den Grafen erkannte und seinen Gruß erwiderte — man wechselte abgebrochene Worte des Staunens, daß man hier, daß man sich so begegne. Dann aber sprach der Fürst zu Isabellen: „Tritt zu mir, entartetes Kind!“ — und zum Grafen: „Es ist Unglaubliches geschehen, Herr Vetter! Bevor ich als Wirt Sie begrüßen kann, muß ich als Vater meine Schuldigkeit tun. Dort unten hält die große Berliner Karosse, mit Vorhängen dicht verschlossen. Du wirst dich hineinbegeben, Isabelle, die Martigny sitzt schon drinnen; es ist alles geordnet, daß du ungefahren heimfährst, ungefahren aussteigst. Eine Prinzessin von Westerau durchgegangen, das ist in unserer ganzen Hausgeschichte noch nicht dagewesen!“

Allein der Graf trat fest und ehrerbietig vor. „Verzeihen Sie, durchlauchtiger Herr Vetter, wenn ich Ihnen die Prinzessin jetzt noch nicht ausliefere, wenigstens nicht gegen ihren Willen. Sie hat sich ausdrücklich unter meinen Schutz gestellt, den ich ihr ritterlich gewähren muß.“

Dem Fürsten schwindelte es. Isabelle hatte sich unter des Veters Schutz gestellt, und war doch durchgegangen, um dem Vetter zu entfliehen.

Der Burg-Balzer ersah die Pause des Staunens und drängte sich, obgleich sonst etwas ängstlich bei Herrschaftspferden, hart vor den Kopf des fürstlichen Rosses und bat um Gnade für die Burg. Zur Antwort rief der Fürst dem Piqueur: „Jage diesen Narren mit der Reitpeitsche den Berg hinunter!“

Allein nun trat der Graf abermals dazwischen: „Dieser Mann hat sich gleichfalls unter meinen Schutz gestellt, und ich bitte daher Ew. Liebden, ihn bis auf weiteres mir zu überlassen.“

„Herr Vetter! Sie beanspruchen Hoheitsrechte in meinem Haus und über meine Untertanen,“ rief der Fürst, nun endlich grimmig lachend. „Am Ende bin ich gar nicht mehr Herr hier auf meinem eigenen Grund und Boden!“

„In der Tat“ entgegnete der Graf, „es wäre mir sehr lieb, wenn Sie auch diesen Grund und Boden unter meinen Schutz stellten! Ich meine das sehr ernstlich, ja ich bitte darum; denn die Burg wäre ein wahres Zufluchtsort in der Aussteuer meiner lieben Base, und ich schöpfe einige Hoffnung, daß sie mir wildem Menschen bei näherer Bekanntschaft ihre Hand vielleicht doch nicht versagen wird.“

„Hoho! Werbung und Ehepacten hier gleich auf offener Gasse abgemacht? Das geht nicht!“ rief der Fürst, wurde aber plötzlich ganz aufgeräumt.

Der Burg-Balzer zupfte den Grafen am Arm und flüsterte geheimnisvoll: „Für die Trauung habe ich den herrlichsten Platz gefunden, er ist hier unter unsern Füßen“ — sogar der Fürst lautete bei diesem Wort — „nämlich während meines jüngsten Verstandes in dem bewußten Gewölbe gelang es mir, da ich nichts Besseres zu tun hatte, den verschütteten Gang aufzuräumen, und ich kam, o Wonne! in eine prächtige Krypta unter der ehemaligen Schloßkapelle, Jahrhunderte lag sie verborgen, drei dicke, uralte Säulen mit Löwen- und Adlerknäufen —“

„Die Kopulation im Keller? das geht nicht an,“ unterbrach der Fürst. „Schulmeister, Er ist verrückt! Aber da ich ihn jetzt aus Versehen Schulmeister geheißen habe, soll Er auch wieder Schulmeister sein. Ein Mann, ein Wort!“

Der Fürst befahl nun, da sich der Ort zu weiteren Erörterungen nicht schide, daß die Prinzessin mit ihm hinunter zur Berliner Karosse gehe, dann wolle er mit seinen Reitern den Wagen zum Schlosse zurückbegleiten. Der Herr Vetter möge sich inzwischen noch zwei Stunden hier verborgen halten und die Krypta betrachten, damit man in Westerau Frist gewinne, ihn gebührend zu empfangen. Dann werde sich das Weitere in aller Form entwickeln lassen.

Nach vier Wochen beorderte der Schulmeister, welcher inzwischen noch die Nebenwände eines Kastellans der Ruine Reided durch Dekret erhalten hatte, zehn Mann in den Burghof, um die alte Kartause aus dem Brunnen zu heben, wo sie seit 1757 geborgen lag.

Nach dreitägiger Arbeit und mit öfterer Gefährdung von Menschenleben brachte man das alte Geschütz endlich wieder ans Licht und pflanzte es vor dem Burgtore auf zu den üblichen Salutsschüssen bei der Trauung der Prinzessin Isabelle mit ihrem Vetter Friedrich, die morgen in der Schloßkapelle zu Westerau vollzogen werden sollte.

Als Balzer in behaglicher Beschauung an der Kanone lehnte, kam der Scholarch den Berg herauf, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: „Schulmeister, wie steht es mit Seiner Prophezeiung wegen der hohen Frau? Ich meine doch, die Prinzessin hat die Burg nicht retten können, aber der Graf hat sie gerettet. Und welche Männer sind denn eigentlich beschämt worden durch den Retter?“

Philipp erwiderte: „Graf oder Gräfin, das gilt gleich viel, wenn die Burg nur gerettet ist; — schade um den Hasenturm, hätte er sich einen Tag länger gehalten, so stünde er noch in tausend Jahren! Prophezeiungen werden niemals ganz genau erfüllt, sonst müßten ja die Menschen abergläubisch werden. Was aber die beschämten Männer betrifft, da könnte höchstens der Amtmann und der Fürst gemeint sein, doch dergleichen darf man ja gar nicht denken, geschweige sagen. Übrigens sieht man auch hier, daß eine gerechte Hand das Schicksal der Menschen wie der Burgen lenkt. Denn Reided war immer eine gute Burg, im Jünglingsalter die Wiege des hohen Fürstenhauses, im Mannesalter der Schutz des Landes; — jetzt ist sie alt geworden und hat sich ins Privatleben zurückgezogen, aber sie hat doch der Prinzessin einen braven Mann gebracht und einem armen Schulmeister die Aussicht auf ein glückliches Alter. Möge es ihr noch lange wohlgehen!“

Achtung der Muttersprache

In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt. Hier waltet wie im einzelnen das Sinnliche, Geistliche, Eitliche. Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Turmbau zum Dolmetscher taugen, es ist kein Volk mehr, nur ein Mengel von Starmenschen.

Turnvater Jahn, Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, 1806.

Unter dem Tannenbaum

Von Theodor Storm

Eine Dämmerstunde

Es war das Arbeitszimmer eines Beamten. Der Eigentümer, ein Mann in den Vierzigern, mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, aber milden, lichtblauen Augen unter dem schlichten, hellblonden Haar, saß an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtisch; damit beschäftigt, einzelne Schriftstücke zu unterzeichnen, welche der danebenstehende alte Amtsbote ihm überreichte. Die Nachmittagssonne des Dezembers beleuchtete eben mit ihrem letzten Strahl das große, schwarze Tintenfaß, in das er dann und wann die Feder tauchte. Endlich war alles unterschrieben.

„Haben Herr Amtsrichter sonst noch etwas?“ fragte der Bote, indem er die Papiere zusammenlegte.

„Nein, ich danke Ihnen.“

„So habe ich die Ehre, vergnügte Weihnachten zu wünschen.“

„Auch Ihnen, lieber Erdmann.“

Der Bote sprach einen der mitteldeutschen Dialekte; in dem Tone des Amtsrichters war etwas von der Härte jenes nördlichsten deutschen Volksstammes, der vor wenigen Jahren, und diesmal vergeblich, in einem seiner alten Kämpfe mit dem fremden Nachbarn verblutet hatte. — Als sein Untergebener sich entfernte, nahm er unter den Papieren einen angefangenen Brief hervor und schrieb langsam daran weiter.

Die Schatten im Zimmer fielen immer tiefer. Er sah nicht die schlanke Frauengestalt, die hinter ihm mit leisen Schritten durch die Tür getreten war; er bemerkte es erst, als sie den Arm um seine Schulter legte. — Auch ihr Anblick war nicht mehr jung; aber in ihren Augen war noch jener Ausdruck von Mädchenhaftigkeit, den man bei Frauen, die sich geliebt wissen, auch noch nach der ersten Jugend findet. „Schreibst du an meinen Bruder?“ fragte sie, und in ihrer Stimme, nur etwas mehr gemildert, war dieselbe Klangfarbe wie in der ihres Mannes.

Er nickte. „Lies nur selbst!“ sagte er, indem er die Feder fortlegte und zu ihr empor sah.

Sie beugte sich über ihn herab; denn es war schon dämmerig geworden. So las sie, langsam wie er geschrieben hatte:

„Ich bin wieder gesund und arbeitsfähig, — glücklicherweise; denn das ist die Not der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in jeder Stunde neu erschaffen muß. So schlecht es immer sein mag, darin habt ihr es doch gut daheim; und wer wäre nicht gern geblieben, wenn er nur ein Stück Brot und jenes unentbehrliche ‚sanfte Ruhetissen‘ des alten Sprichworts sich hätte erhalten können.“

Sie legte schweigend die Hand auf seine Stirn, während er, der ihren Augen gefolgt war, das Blatt umwandte. Dann las sie weiter:

„Der guten und klugen Frau, die du vorige Weihnachten bei uns hast kennen lernen, bin ich so glücklich gewesen, durch die Vermittlung eines Vergleichs mit ihrem Gutsnachbarn einen wirklichen Dienst zu leisten; der schöne, so sehr von ihr begehrte Wald ist seit kurzem endlich in ihren Besitz gelangt. Gätten wir morgen für deinen Freund Harro nur eine Tanne aus diesem Walde! Denn hier ist viele Meilen in die Runde kein Nadelholz zu finden. Was aber ist ein Weihnachtsabend ohne jenen Baum mit seinem Duft voll Wunder und Geheimnis?“

* * *

„Aber du,“ sagte der Amtsrichter, als seine Frau gelesen hatte, „du bringst in deinen Kleidern den Duft des echten Weihnachtsabends!“

Sie lächelte in den Schlitzen ihres Kleides und legte ein großes Stück braunen Weihnachtstuch vor ihm auf den Tisch. „Sie sind eben vom Bäcker gekommen,“ sagte sie, „prob nur; deine Mutter backt sie dir nicht besser!“

Er brach einen Brocken ab und prüfte ihn genau; aber er fand alles, was ihn als Knaben daran entzückt hatte; die Masse war glashart, die eingerollten Stückchen Zucker wohl vergangen und sandiert. „Was für gute Geister aus diesem Kuchen steigen,“ sagte er, sich in seinen Arbeitsstuhl zurücklehnd; „ich sehe plötzlich, wie es daheim in dem alten, steinernen Hause Weihnacht wird. — Die Messingtürflinten sind womöglich noch blander als sonst; die große gläserne Flurlampe leuchtet heute noch heller auf die Stucksnörkel an den sauber geweißten Wänden; ein Kinderstrom um den andern, singend und bettelnd, drängt durch die Haustür; vom Keller herauf aus der geräumigen Küche zieht der Duft des Gebäcks in ihre Nasen, das dort in dem großen kupfernen Kessel über dem Feuer prasselt. — Ich sehe alles;

ich sehe Vater und Mutter — Gott sei gedankt, sie leben beide! — aber die Zeit, in die ich hinabblicke, liegt in so tiefer Ferne der Vergangenheit! — Ich bin ein Knabe noch! — Die Zimmer zu beiden Seiten des Flurs sind erleuchtet; rechts ist die Weihnachtsstube. Während ich vor der Tür stehe, horchend, wie es drinnen in dem Knittergold und in den Tannenzweigen rauscht, kommt von der Hofstreppe herauf der Kutscher, eine Stange mit einem Wachslichtenochsen in der Hand. — „Schon anzünden, Thoms?“ Er schüttelt schmunzelnd den Kopf und verschwindet in die Weihnachtsstube. — Aber wo bleibt denn Onkel Erich? — Da kommt es draußen die Treppe hinauf; die Haustür wird aufgerissen. Nein, es ist nur sein Lehrling, der die lange Pfeife des „Herrn Ratsverwandters“ bringt; ihm nach quillt ein neuer Strom von Kindern; zehn kleine Kehlen auf einmal stimmen an „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Und schon ist meine Großmutter mitten zwischen ihnen, die alte, geschäftige Frau, den Speisefamerschlüssel am kleinen Finger, einen Keller voll Gebäcks in der Hand. Wie blitzschnell das verschwindet! Auch ich erwische mein Teil davon, und eben kommt auch meine Schwester mit dem Rindermädchen, festlich gekleidet, die langen Höpfe frisch geflochten. Ich aber halte mich nicht auf; ich springe drei Stufen auf einmal die Treppe nach dem Hofe hinab.“

Es war allmählich dunkel geworden; die Frau des Amtsrichters hatte leise einen Aktentisch von einem Stuhl entfernt und sich an die Seite ihres Mannes gesetzt.

„Drüben in dem Seitengebäude ist das Arbeitszimmer meines Vaters. Auf die Vordiele dort fällt heute kein Lichtschein aus dem Türfenster der Schreibertube; der alte Taupendfünftler ist von meiner Mutter drinnen bei den Weihnachtsgeheimnissen angestellt. Aber ich tappe mich im Dunkeln vorwärts: denn gegenüber in seinem Zimmer höre ich die Schritte meines Vaters. Er arbeitet schon nicht mehr. Ich öffne leise die Tür; wie deutlich sehe ich ihn vor mir, ihn selbst und das große, verräucherte Gemach, in dem der harte Schlag der alten Wanduhr pikt! Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwischen den mit Papieren bedeckten Tischen umher, in der einen Hand den Messingleuchter mit der brennenden Kerze, die andere vorgestreckt, als solle jetzt alles Störende fern gehalten werden. Er öffnet die Schublade seines kleinen Stehpults und nimmt die große goldene Tabatière aus der Fischhautkapsel, einst ein Geschenk der Urgroßmutter an ihren Bräutigam, dann nach des Urgroßvaters Tode eine Ehren- und Vertrauensgabe an ihn. Aber er ist noch nicht fertig; aus dem Geldföhrchen werden blanke Silbermünzen für die Dienstboten hervorgezuckt, eine Goldmünze für den Schreiber. „Ist Onkel Erich schon da?“ fragt er, ohne sich nach mir umzusehen. — „Noch nicht, Vater! Darf ich ihn holen?“ — „Das könntest du ja tun.“ Und fort renne ich durch das Wohnhaus auf die Straße, um die Ede am Hafen entlang, und während ich drunten aus der Dämmerung das Pfeifen des Windes in den Tauen der Schiffe höre, habe ich das alte Giebelhaus mit dem Vorbau erreicht. Die Tür wird aufgerissen, daß die Klingel weithin durch Flur und Pöfel schallt. — Vor dem Labentisch steht der alte Kommiss, der das Detailgeschäft leitet. Er sieht mich etwas grämlich an. „Der Herr ist in seinem Kontor,“ sagt er trocken; er sieht die wilde naseweise Range nicht. Aber, was geht's mich an. — Fort mach ich hinten zur Hoftür hinaus, über zwei kleine finstere Höfe, dann in ein uraltes seltsames Nebengebäude, in welchem sich das Allerheiligste des Onkels befindet. Ohne Unfall komme ich durch den engen dunkeln Gang und klopfe an eine Tür. — „Herein!“ Da sitzt der kleine Herr in dem feinen braunen Tuchrod an seinem mächtigen Arbeitspult; der Schein der Kontorlampe fällt auf seine freundlichen kleinen Augen und auf die mächtige Familiennase, die über den frischgestärkten Vatermördern hinausragt. — „Onkel, ob du nicht kommen wolltest!“ sage ich, nachdem ich Atem geschöpft habe. — „Wollen wir uns noch einen Augenblick setzen!“ erwidert er, indem seine Feder summiend über das Folium des aufgeschlagenen Hauptbuches hinabgleitet. — Mir wird ganz behaglich zu Sinne, ich werde nicht ein bißchen ungeduldig; aber ich sehe mich auch nicht; ich bleibe stehen und besiehe mir die Englands- und Westindienfahrer des Onkels, deren Bilder an der Wand hängen. Es dauert auch nicht lange, so wird das Hauptbuch herzhast zugeklappt, das Schlüsselbund rasselt und: „Sieh so,“ sagt der Onkel, „fertig wären wir!“ Während er sein spanisches Rohr aus der Ede langt, will ich schon wieder aus der Tür; aber er hält mich zurück. „Ah, wart doch mal ein wenig! Wir hätten hier wohl noch so etwas mitzunehmen.“ Und aus einer dunkeln Ede des Zimmers holt er zwei wohlverpackte, geheimnisvolle Päckchen. — Ich wußte es wohl, in solchen Päckchen steckte ein Stück lebhaften Weihnachts; denn der Onkel hatte einen Bruder in Hamburg, und er trat nicht mit

leeren Händen an den Tannenbaum. So nie gesehenes, märchenhaftes Zunderzeug, wie er mitten in der Bescherung noch mir und meiner Schwester auf unsere Weihnachtsteller zu legen pflegte, ist mir später niemals wieder vorgekommen.

„Bald darauf stiege ich an der Hand des Onkels die breite Steintreppe zu unserm Hause hinauf. Ein paar Augenblicke verschwindet er mit seinen Päckchen in die Weihnachtsstube; es ist noch nicht angezündet, aber durch die halbgeöffnete und rasch wieder geschlossene Tür glihert es mir entgegen aus der noch drinnen herrschenden ahnungsvollen Dämmerung. Ich schließe die Augen, denn ich will nichts sehen, und trete in das gegenüberliegende, festlich erleuchtete Zimmer, das ganz von dem Duft der braunen Kuchen und des heute besonders fein gemischten Tees erfüllt ist. Die Hände auf dem Rücken

gestrahlt von dem großen Wandspiegel, steht der brennende Baum mit seinen Glittergoldfahnen, seinen weißen Nehen und goldenen Eiern, die wie Kinderträume in den dunkeln Zweigen hängen.“ —

„Paul,“ sagte die Frau, „und wenn wir ihn noch so weit herbeischaffen sollten, wir müssen wieder einen Tannenbaum haben. Der arme Junge hat sich selbst einen Weihnachtsgarten gebaut; er ist nur eben wieder fort, um Moos aus dem Eichenwäldchen zu holen.“

Der Amtsrichter schwieg einen Augenblick. — „Es tut nicht gut, in die Fremde zu gehen,“ sagte er dann, „wenn man daheim schon am eigenen Herd gefessen hat. — Mir ist noch immer, als sei ich hier nur zu Gäste, und morgen oder übermorgen sei die Zeit herum, daß wir alle wieder nach Hause müßten!“ — Sie faßte die Hand ihres Mannes und hielt sie fest in der ihrigen, aber sie antwortete nichts darauf.



Klosterhof im Schnee
Nach einem Gemälde von Lening

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

mit langsamen Schritten geht mein Vater auf und nieder. Nun, seid ihr da?“ fragt er stehen bleibend. — Und schon ist auch Onkel Erich bei uns; mir scheint, die Stube wird noch einmal so hell, da er eintritt. Er grüßt die Großmutter, den Vater; er nimmt meiner Schwester die Tasse ab, die sie ihm auf dem gelackierten Brettchen präsentiert. „Was meinst du,“ sagt er, indem er seinen Augen einen bedenklichen Ausdruck zu geben sucht, „es wird wohl heute nicht viel für uns abfallen!“ Aber er lacht dabei so tröstlich, daß diese Worte wie eine goldene Verheißung klingen. Dann, während in dem blanken Messingkomfort der Teekessel faust, beginnt er eine seiner kleinen Erzählungen von den Begebenheiten der letzten Tage, seit man sich nicht gesehen. War es nun der Ankauf eines neuen Spazierstocks oder das unglückliche Zerbrechen einer Mundtasse, es floß alles so sanft dahin, daß man ganz davon erquickt wurde. Und wenn er gar eine Pause machte, um das bisher Erzählte im behaglichsten Gelächter nachzugenießen, wer hätte da nicht mitgelacht! Mein Vater nimmt vergeblich seine kritische Priße; er muß endlich doch mit einstimmen. Dies harmlose Geplauder — es ist mir das erst später klar geworden — war die Art, wie der tätige Geschäftsmann von der Tagesarbeit ausruhte. Es klingt mir noch lieb in der Erinnerung und mir ist, als verstände das jetzt niemand mehr. — Aber während der Onkel so erzählt, steckt plötzlich meine Mutter, die seit Mittag unsichtbar gewesen ist, den Kopf ins Zimmer. Der Onkel macht ein Kompliment und bricht seine Geschichte ab; die Tür und die gegenüberliegende Tür werden weit geöffnet. Wir treten zögernd ein; und vor uns, zurück-

„Gedenkst du noch an einen Weihnachten?“ hub er wieder an, „ich hatte die Studentenjahre hinter mir und lebte nun noch einmal, zum letztenmal, eine kurze Zeit als Kind im elterlichen Hause. Freilich war es dort nicht mehr so heiter, wie es einst gewesen; es war Unvergeßliches geschehen, die alte Familiengruft unter der großen Linde war ein paarmal offen gewesen; meine Mutter, die unermüdlich tätige Frau, ließ oft mitten in der Arbeit die Hände sinken und stand regungslos, als habe sie sich selbst vergessen. Wie unsere alte Margret sagte, sie trug ein Kämmerchen in ihrem Kopf, drin spielte ein totes Kind. — Nur Onkel Erich, freilich ein wenig grauer als sonst, erzählte noch seine kleinen freundlichen Geschichten, und auch die Schwester und die Großmutter lebten noch. Damals war jener Weihnachtsabend; ein junges schönes Mädchen war zu der Schwester auf Besuch gekommen. Weißt du, wie sie hieß?“

„Ellen,“ sagte sie leise und lehnte den Kopf an die Brust ihres Mannes.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete ein paar Silberfäden in dem braunen seidigen Haar, das sie schlicht gescheitelt trug, schmucklos in einer Flechte um den Schildpattkamm gelegt.

Er strich mit der Hand über dies noch immer selten schöne Haar. „Ellen hatte auch beschert bekommen,“ sprach er weiter; „auf dem kleinen Mahagonitische lagen Geschenke von meiner Mutter und was von ihren Eltern von drüben aus dem Schwesterlande herübergeschickt war. Sie stand mit dem Rücken gegen den brennenden Baum, die Hand auf die Tischplatte gestützt; sie stand schon lange so; ich sehe sie

noch; — und er ließ seine Augen eine Weile schweigend auf dem schönen Antlitz seiner Frau ruhen; — „da war meine Mutter unbenutzt zu ihr getreten; sie sagte sanft ihre Hand und sah ihr fragend in die Augen. — Ellen blickte nicht um, sie neigte nur den Kopf; plötzlich aber richtete sie sich rasch auf und entfloß ins Nebenzimmer. Weißt du es noch? Während meine Mutter leise den Kopf schüttelte, ging ich ihr nach; denn seit einem kleinen Bank am letzten Abend waren wir vertraute Freunde. Ellen hatte sich in der Ofenecke auf einen Stuhl gesetzt; es war fast dunkel dort; nur eine vergessene Kerze mit langer Schnuppe brannte in dem Zimmer. „Hast du Heimweh, Ellen?“ fragte ich. — „Ich weiß es nicht!“ — Eine Weile stand ich schweigend vor ihr. „Was hast du denn da in der Hand?“ — „Willst du es haben?“ — Es war eine Börse von dunkelroter Seide. Wenn du sie für mich gemacht hast,“ sagte ich; denn ich hatte die Arbeit in den Tagen zuvor in ihren Händen gesehen und wohl bemerkt, wie Ellen sie, sobald ich näher kam, in ihrem Nähtüchlein verschwinden ließ. — Aber Ellen antwortete nicht und gab mir auch nicht ihr Angebinde. Sie stand auf und putzte das Licht, daß es plötzlich ganz hell im Zimmer wurde. „Komm,“ sagte sie, „der Baum brennt ab, und Onkel Erich will noch Zuckerzeug beschenken!“ Damit wehte sie sich mit ihrem Schnupftuch ein paarmal um die Augen und ging in die Weihnachtsstube zurück, und als wir dann später am Pochbrett saßen, war sie die Ausgelassenste von allen. Von meinem Weihnachtsgeschenk war weiter nicht die Rede. — — — „Aber weißt du, Frau?“ — und er ließ ihre Hand los, die er bis dahin festgehalten — „die Mädchen sollten nicht so eigensinnig sein; das hat mir damals keine Ruh gelassen; ich mußte doch die Börse haben, und darüber —“

„Darüber, Paul? — Sprich nur dreist heraus!“

„Nun, hast du denn von der Geschichte nichts gehört? darüber bekam ich nun auch noch das Mädchen in den Kauf.“

„Freilich,“ sagte sie, und er sah bei dem hellen Mondschein in ihren Augen etwas blitzen, das ihn an das übermütige Mädchen erinnerte, das sie einst gewesen, „freilich weiß ich von der Geschichte, und ich kann sie dir auch erzählen; aber es war ein Jahr später, nicht am Weihnachts-, sondern am Neujahrsabend, und auch nicht hüben, sondern drüben.“

Sie räumte das Tintenfaß und einige Papiere beiseite und setzte sich ihrem Manne gegenüber auf den Schreibtisch. „Der Vetter war bei Ellens Eltern zum Besuch, bei dem alten prächtigen Kirchspielvogt, der damals noch ein starker Nimrod war. — Ellen hatte noch niemals einen so schönen und langen Brief bekommen als den, worin der Vetter sich bei ihnen angemeldet; aber so gut wie mit der Feder wußte er mit der Flinte nicht umzugehen. Und dennoch, tat es die Landluft oder der schöne Gewehrschrank im Zimmer des Kirchspielvogts, es war nicht anders, er mußte alle Tage auf die Jagd. Und wenn er dann abends durchnäht mit leerer Tasche nach Hause kam und die Flinte schweigend in die Ecke setzte — wie behaglich ergingen sich da die Stichelreden des alten Herrn. — „Das heißt Malheur, Vetter; aber die Hasen sind heuer alle wild geraten!“ — oder: „Mein Herzensjunge, was soll die Diana einmal von dir denken!“ Am meisten aber — du hörst doch, Paul?“

„Ich höre, Frau.“

„Am meisten plagte ihn die Ellen; sie setzte ihm heimlich einen Strohkranz auf, sie band ihm einen Gänseflügel vor den Flintenlauf; eines Vormittags — weißt du, es war Schnee gefallen — hatte sie einen Hasen, den der Knecht geschossen, aus der Speisekammer geholt, und eine Weile darauf saß er noch einmal auf seinem alten Futterplatz im Garten, als wenn er lebte, ein Kohlblatt zwischen den Vorderläufen. Dann hatte sie den Vetter gesucht und an die Hofstür gezogen. „Siehst du ihn, Paul? Da hinten im Kohl; die Vögel gucken aus dem Schnee!“ — Er sah ihn auch; seine Hand zitterte. „Still, Ellen! Sprich nicht so laut! Ich will die Flinte holen!“ Aber als kaum die Tür nach des Vaters Stube hinter ihm zuklappte, war Ellen schon wieder in den Schnee hinausgelaufen, und als er endlich mit der geladenen Flinte heransah, hing auch der Hase schon wieder an seinem sichern Hals in der Speisekammer. — Aber der Vetter ließ sich geduldig von ihr plagen.“

„Freilich,“ sagte der Amtsrichter und legte seine Arme behaglich auf die Lehne seines Sessels, „er hatte ja die Börse noch immer nicht!“ — „Dum auch! Die lag noch unangerührt droben in der Kommode, in Ellens Siebelsstübchen. Aber — wo die Ellen war, da war der Vetter auch; heißt das, wenn er nicht auf der Jagd war. Sah sie drinnen an ihrem Nähtisch, so hatte er gewiß irgendein Buch aus der Polsterkammer geholt und las ihr daraus vor; war sie in der Küche und hatte Waffeln, so stand er neben ihr, die Uhr in der Hand, damit das Eisen zur rechten Zeit gewendet würde. — So kam die Neujahrsnacht. Am Nachmittage hatten beide auf dem Hofe mit des Vaters Pistolen nach goldenen Eiern geschossen, die Ellen vom Weihnachtsbaum ihrer Geschwister abgeschnitten; und der Vetter hatte unter dem Händeltüchlein der Kleinen zweimal das goldene Ei getroffen. Aber war's nun, weil er am andern Tage reisen mußte, oder war's, weil Ellen fortließ, als er sie vorhin allein in ihrem Zimmer aufgesucht hatte — es war gar nicht mehr der geduldige Vetter — er tat

kurz und unwirksam und sah kaum noch nach ihr hin. — Das blieb den ganzen Abend so; auch als man später sich zu Tische setzte. Ellens Mutter warf wohl einmal einen fragenden Blick auf die beiden, aber sie sagte nichts darüber. Der Kirchspielvogt hatte auf andere Dinge zu achten, er schenkte den Punsch, den er eigenhändig gebraut hatte; und als es drunten im Dorfe zwölf schlug, stimmte er das alte Neujahrslied von Johann Heinrich Voss an,* das nun getreulich durch alle Verse abgefangen wurde. Dann rief man „Prost Neujahr!“ und schüttelte sich die Hände, und auch Ellen reichte dem Vetter ihre Hand; aber er berührte kaum ihre Fingerspitzen. — So war's auch, da man sich bald darauf gute Nacht sagte. — Als das Mädchen droben allein in ihrem Siebelsstübchen war — und nun merk auf, Paul, wie ehrlich ich erzähle! — da hatte sie keine Ruh zum Schlafen; sie setzte sich still auf die Kante ihres Bettes, ohne sich auszukleiden und ohne der klingenden Ralte in der ungeheizten Kammer zu achten. Denn es kränkte sie doch; sie hatte dem Menschen ja nichts zuleide getan. Freilich, er hatte sie gestern noch gefragt, ob sie den Hasen nicht wieder im Kohl gesehen; und sie hatte dazu den Kopf geschüttelt. — War es etwa das, und wußte er denn, daß er den Hasen schon vor drei Tagen selbst hatte mit verzehren helfen? — Sie wollte den schönen Brief des Veters einmal wieder lesen. Aber als sie in die Tasche langte, vermischte sie den Kommodenschlüssel. Sie ging mit dem Lichte hinab in die Wohnstube, und von dort, als sie ihn nicht gefunden, in die Küche, wo sie vorhin gewirtschaftet hatte.

„Von all dem Sieden und Baden des Abends war es noch warm in dem großen dunkeln Raume. Und richtig, dort lag der Schlüssel auf dem Fensterbrett. Aber sie stand noch einen Augenblick und blickte durch die Scheiben in die Nacht hinaus. — So hell und weit dehnte sich das Schneefeld; dort unten zerstreut lagen die schwarzen Strohdächer des Dorfes; unweit des Hauses zwischen den kahlen Zweigen der Silberpappeln erkannte sie deutlich die großen Krähen- nester; die Sterne funkelten. Ihr fiel ein alter Reim ein, ein Zauberspruch, den sie vor Jahr und Tag von der Tochter des Schulmeisters gelernt hatte. Hinter ihr im Hause war es so still und leer; sie schauerte; aber trotz dessen wuchs in ihr das Gelüste, es mit den unheimlichen Dingen zu versuchen. So trat sie zögernd ein paar Schritte zurück. Leise zog sie den einen Schuh vom Fuße, und die Augen nach den Sternen und tief aufatmend sprach sie: „Gott grüß dich, Abendstern!“

— „Aber was war das? Ging hinten nicht die Hofstür? Sie trat ans Fenster und horchte. — Nein, es knarrte wohl nur die große Pappel an der Siebelseite des Hauses. — Und noch einmal hub sie leise an und sprach:

Gott grüß dich, Abendstern!
Du scheinst so hell von fern,
Über Osten, über Westen,
Über alle Krähennesten.
Ist einer zu mein Liebchen geboren,
Ist einer zu mein Liebchen erkoren,
Der komm, als er geht,
Als er steht,
In sein täglich Kleid!

Dann schwenkte sie den Schuh und warf ihn hinter sich. Aber sie wartete vergebens; sie hörte ihn nicht fallen. Ihr wurde seltsam zumute, das kam von ihrem Vorwitz! Welch unheimlich Ding hatte ihren Schuh gefangen, eh er den Boden erreicht hatte? — Einen Augenblick noch stand sie so; dann mit dem letzten Restchen ihres Mutes wandte sie langsam den Kopf zurück. — Da stand ein Mann in der dunkeln Tür, und es war Paul; er war richtig noch einmal auf den unglücklichen Hasen ausgewiesen!“

„Nein, Ellen,“ sagte der Amtsrichter, „du weißt es wohl; das war es denn doch diesmal nicht; er hatte nur, wie du, auch keine Ruh gefunden; — aber nun hielt er den kleinen Schuh des Mädchens in der Hand; und Ellen hatte sich am Herd auf einen Stuhl gesetzt, mit geschlossenen Augen, die Hände gefaltet vor sich in den Schoß gestreckt. Es war kein Zweifel mehr, daß sie sich ganz verloren gab; denn sie wußte wohl, daß der Vetter alles gehört und gesehen hatte. — Und weißt du auch noch die Worte, die er zu ihr sprach?“

„Ja, Paul, ich weiß sie noch; und es war sehr grausam und wenig edel von ihm. „Ellen,“ sagte er, „ist noch immer die Börse nicht für mich gemacht?“ — Doch Ellen tat ihm auch diesmal den Gefallen nicht; sie stand auf und öffnete das Fenster, daß von draußen die Nachtluft und das ganze Sternengefühl zu ihnen in die Küche drang.“

„Aber,“ unterbrach er sie, „Paul war zu ihr getreten, und sie legte still den Kopf an seine Brust; und noch höre ich den süßen Ton ihrer Stimme, als sie so, in die Nacht hinaus nickend, sagte: „Gott grüß dich, Abendstern!““

Die Tür wurde rasch geöffnet; ein kräftiger, etwa zehnjähriger Knabe trat mit einem brennenden Licht ins Zimmer. „Vater! Mutter!“ rief er, indem er die Augen mit der Hand beschattete. „Hier ist Moos und Esen und auch noch ein Wacholderzweig!“

* Des Jahres letzte Stunde.

Der Amtsrichter war aufgestanden. „Bist du da, mein Junge?“ sagte er und nahm ihm die Botanisiertrommel mit den heimgebrachten Schätzen ab.

Frau Ellen aber ließ sich schweigend von dem Schreibtiſch herabgleiten und schüttelte sich ein wenig wie aus Träumen. Sie legte beide Hände auf ihres Mannes Schultern und blickte ihn eine Weile voll und herzlich an. Dann nahm sie die Hand des Knaben. „Komm, Harro,“ sagte sie, „wir wollen Weihnachtsgärten bauen!“

Unter dem Tannenbaum

Der Weihnachtsabend begann zu dämmern. — Der Amtsrichter war mit seinem Sohne auf der Rückkehr von einem Spaziergange; Frau Ellen hatte sie auf ein Stündchen fortgeschickt. Vor ihnen im Grunde lag die kleine Stadt; sie sahen deutlich, wie aus allen Schornsteinen der Rauch emporstieg; denn dahinter am Horizont stand feuerfarben das Abendrot. — Sie sprachen von den Großeltern drüben in der alten Heimat; dann von den letzten Weihnachten, die sie dort erlebt hatten.

„Und am Vorabend,“ sagte der Vater, „als Knecht Ruprecht zu uns kam mit dem großen Bart und dem Quersack und der Rute in der Hand!“

„Ich wußte wohl, daß es Onkel Johannes war,“ erwiderte der Knabe, „der hatte immer so etwas vor!“

„Weißt du denn auch noch die Worte, die er sprach?“

Harro sah den Vater an und schüttelte den Kopf.

„Wart nur,“ sagte der Amtsrichter, „die Verse liegen zu Haus in meinem Pult; vielleicht bekomm ich's noch beisammen!“ Und nach einer Weile fuhr er fort: „Entfinne dich nur, wie erst die drei Rutenhiebe von draußen auf die Tür fielen und wie dann die rauhe, borstige Gestalt mit der großen Hakennase in die Stube trat! Dann hub er langsam und mit tiefer Stimme an:

Von drauß vom Walde komm ich her,
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr.
Allüberall auf den Tannenspitzen
Sah ich goldene Lichtlein sitzen.
Und droben aus dem Himmelstor
Sah mit großen Augen das Christkind hervor.
Und wie ich so stolzt' durch den dichten Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an:
„Knecht Ruprecht,“ rief es, „alter Gesell,
Hebe die Beine und spüte dich schnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelstor ist aufgetan,
Alt und Junge sollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruhn;
Und morgen flieg ich hinab zur Erden,
Denn es soll wieder Weihnachten werden!“
Ich sprach: „O lieber Herr Christ,
Meine Reife fast zu Ende ist;
Ich soll nur noch in diese Stadt,
Wo's eitel brave Kinder hat.“
„Hast denn das Säcklein auch bei dir?“
Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier;
Denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
Fressen fromme Kinder gern!“
„Hast denn die Rute auch bei dir?“
Ich sprach: „Die Rute, die ist hier!
Doch für die Kinder nur, die schlechten,
Die trifft sie auf den Teil, den rechten!“
Christkindlein sprach: „So ist es recht,
So geh mit Gott, mein treuer Knecht!“
Von drauß vom Walde komm ich her;
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Nun spricht, wie ich's hierinnen find?
Sind's gute Kind, sind's böse Kind?

„Aber,“ fuhr der Amtsrichter mit veränderter Stimme fort, „ich sagte dem Knecht Ruprecht:

Der Junge ist von Herzen gut,
Hat nur mitunter was trohigen Mut!“

„Ich weiß, ich weiß!“ rief Harro triumphierend; und den Finger emporhebend, und mit listigem Ausdruck setzte er hinzu: „Dann kam so etwas!“

„Was dich in großes Geschrei brachte; denn Knecht Ruprecht schwang seine Rute und sprach:

Heißt es bei euch denn nicht mitunter:
Nieder den Kopf und die Hosen herunter?“

„O,“ sagte Harro, „ich fürchtete mich nicht; ich war nur zornig auf den Onkel!“

Über der Stadt, die sie jetzt fast erreicht hatten, stand nur noch ein fahler Schein am Himmel. Es dunkelte schon; aber es begann zu schneien; leise und emsig fielen die Flocken, und der Weg schimmerte schon weiß zu ihren Füßen.

Vater und Sohn waren eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen. — „Am Abend darauf,“ hub der Amtsrichter wieder an, „brannte der letzte Weihnachtsbaum, den du gehabt hast. Es war damals eine bewegte Zeit; sogar das Zuckerwerk zwischen den Tannenzweigen war kriegerisch geworden: unsere ganze Armee, Soldaten zu Pferde und zu Fuß! — Von alledem ist nun nichts mehr übrig!“ setzte er leiser und wie mit sich selber redend hinzu.

Der Knabe schien etwas darauf erwidern zu wollen, aber ein anderes hatte plötzlich seine Gedanken in Anspruch genommen. — Es war ein großer bärtiger Mann, der vor ihnen aus einem Seitenwege auf die Landstraße herauskam. Auf der Schulter balancierte er ein langes stangenartiges Gepäc, während er mit einem Tannenzweig, den er in der Hand hielt, bei jedem Schritt in die Luft peitschte. Wie er vorüberging, hatte Harro in der Dämmerung noch die große rote Hakennase erkannt, die unter der Pelzmütze hinausragte. Auch einen Quersack trug der Mann, der anscheinend mit allerhand edigen Dingen angefüllt war. Er ging rasch vor ihnen auf.

„Knecht Ruprecht!“ flüsterte der Knabe, „hebe die Beine und spüte dich schnell!“

Das Gewimmel der Schneeflocken wurde dichter, sie sahen ihn noch in die Stadt hinabgehen; dann entschwand er ihren Augen; denn ihre Wohnung lag eine Strecke weiter außerhalb des Tores.

„Freilich,“ sagte der Amtsrichter, indem sie rüstig zuschritten, „der Alte kommt zu spät; dort unten in der Gasse leuchten schon alle Fenster in den Schnee hinaus.“

Endlich war das Haus erreicht. Nachdem sie auf dem Flur die beschneiten Überkleider abgetan, traten sie in das Arbeitszimmer des Amtsrichters. Hier war heute der Tee serviert; die große Kugellampe brannte, alles war hell und ausgeräumt. Auf der sauberen Damastserviette stand das feinstadtierte Teebrett mit den Geburtstagskassen und dem rubinroten Zuckergläse; daneben auf dem Fußboden in dem Komfort von Mahagonistäbchen mit blankem Messing einsah kochte der Kessel, wie es sein muß, auf gehörig durchgeglühten Torkohlen; wie daheim einst in der großen Stube des alten Familienhauses, so dufteten auch hier in dem kleinen Stübchen die braunen Weihnachtsstücken nach dem Rezept der Urgroßmutter. — Aber während die Mutter nebenan im Wohnzimmer noch das Fest bereitete, blieben Vater und Sohn allein; kein Onkel Erich kam, ihnen feiern zu helfen. Es war doch anders als daheim.

Ein paar mal hatte Harro mit bescheidenem Finger an die Tür geklopft, und ein leises „Geduld!“ der Mutter war die Antwort gewesen. Endlich trat Frau Ellen selbst herein. Lächelnd — aber ein leiser Zug von Weh war doch dabei — streckte sie ihre Hände aus und zog ihren Mann und ihren Knaben, jeden bei einer Hand, in die helle Weihnachtsstube.

Es sah freundlich genug aus. Auf dem Tische in der Mitte, zwischen zwei Reihen brennender Wachskerzen, stand das kleine Kunstwerk, das Mutter und Sohn in den Tagen vorher sich selbst geschaffen hatten, ein Garten im Geschmack des vorigen Jahrhunderts mit glattgeschorenen Hecken und dunkeln Lauben; alles von Moos und verschiedenem Wintergrün zierlich zusammengestellt. Auf dem Tische von Spiegelglas schwammen zwei weiße Schwäne; daneben vor dem chinesischen Pavillon standen kleine Herren und Damen von Papiermache in Puder und Kontusch. — Zu beiden Seiten lagen die Geschenke für den Knaben; eine scharfe Lupe für die Käfersammlung, ein paar bunte Münchener Bilderbogen, die nicht fehlen durften, von Schwind und Otto Speckter; ein Buch in rotem Halbfranzband; dazwischen ein kleiner Globus in schwarzer Kapsel, augenscheinlich schon ein altes Stück. „Es war Onkel Erichs letzte Weihnachtsgabe an mich,“ sagte der Amtsrichter; nimm du es nun von mir! Es ist mir in diesen Tagen aufs Herz gefallen, daß ich ihm die Freude, die er mir als Kind gemacht, in späterer Zeit nicht einmal wieder gedankt —; nun haben sie mir den alten Herrn im letzten Herbst begraben!“

Frau Ellen legte den Arm um ihren Mann und führte ihn an den Spiegeltisch, auf dem heute die beiden silbernen Armleuchter brannten. Auch ihm hatte sie beschert; das erste aber, wonach seine Hand langte, war ein kleines Lichtbild. Seine Augen ruhten lange darauf, während Frau Ellen still zu ihm empor sah. Es war sein elterlicher Garten; dort unter dem Ahorn vor dem Lusthause standen die beiden Alten selbst, das noch dunkle volle Haar seines Vaters war deutlich zu erkennen.

Der Amtsrichter hatte sich umgewandt; es war, als suchten seine Augen etwas. Die Lichter an dem Moosgärtchen brannten knisternd fort; in ihrem Schein stand der Knabe vor dem aufgeschlagenen Weihnachtsbuch. Aber droben unter der Decke des hohen Zimmers war es dunkel; der Tannenbaum fehlte, der das Licht des Festes auch dort hinausgetragen hätte.

Da klingelte draußen im Flur die Glocke, und die Haustür wurde polternd aufgerissen. „Wer ist denn das?“ sagte Frau Ellen; und Harro lief zur Tür und sah hinaus.

Draußen hörten sie eine rauhe Stimme fragen: „Bin ich denn hier recht beim Herrn Amtsrichter?“ Und in demselben Augenblicke wandte auch der Knabe den Kopf zurück und rief: „Knecht Ruprecht! Knecht Ruprecht!“ Dann zog er Vater und Mutter mit sich aus der Tür.

Es war der große härtige Mann, der den beiden Spaziergängern vorhin oberhalb der Stadt begegnet war; bei dem Schein des Flurlämpchens sahen sie deutlich die rote Hakennase unter der beschneiten Pelzmütze leuchten. Sein langes Gepäck hatte er gegen die Wand gelehnt. „Ich habe das hier abzugeben!“ sagte er, indem er auch den schweren Quersack von der Schulter nahm.

„Von wem denn?“ fragte der Amtsrichter.

„Ist mir nichts von aufgetragen worden.“

„Wollt Ihr denn nicht näbertreten?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ist alles schon besorgt! Habt gute Weihnacht beieinander!“ Und indem er noch einmal mit der großen Nase nickte, war er schon zur Tür hinaus.

„Das ist eine Bescherung!“ sagte Frau Ellen fast ein wenig schüchtern.

Harro hatte die Haustür aufgerissen. Da sah er die große dunkle Gestalt schon weithin auf dem beschneiten Wege hinausstreiten.

Nun wurde die Magd herbeigerufen, deren Bescherung durch dieses Zwischen spiel bis jetzt verzögert war; und als mit ihrer Hilfe die verhüllten Dinge in das helle Weihnachtszimmer gebracht waren, kniete Frau Ellen auf dem Fußboden und begann mit ihrem Trennmesser die Äste des großen Baums aufzulösen. Und bald fühlte sie, wie es von innen heraus sich dehnte und die immer schwächer werdenden Bänder zu sprengen strebte; und als der Amtsrichter, der bisher schweigend dabei gestanden, jetzt die letzten Hüllen abgestreift hatte und es aufrecht vor sich hingestellt hielt, da war's ein ganzer mächtiger Tannenbaum, der nun nach allen Seiten seine entfeesselten Zweige ausbreitete. Lange schmale Bänder von Knittergold rieselten und blühten überall von den Spizen durch das dunkle Grün herab; auch die Tannäpfel waren golden, die unter allen Zweigen hingen.

Harro war indes nicht müßig gewesen, er hatte den Quersack aufgebunden; mit leuchtenden Augen brachte er einen flachen, grün lackierten Kasten geschleppt. „Horch, es rappelt!“ sagte er; „es ist ein Schubfach darin!“ Und als sie es aufgezogen, fanden sie wohl ein Schoß der feinsten weißen Wachskerzen. — „Das kommt von einem echten Weihnachtsmann!“ sagte der Amtsrichter, indem er einen Zweig des Baumes herunterzog, „da sitzen schon überall die kleinen Vleslampetten!“

Aber es war nicht nur ein Schubfach in dem Kasten; es war auch oben auf ein Klößchen mit einem Schraubengang. Der Amtsrichter wußte Bescheid in diesen Dingen; nach einigen Minuten war der Baum eingeschoben und stand fest und aufrecht, seine grüne Spitze fast bis zur Decke stehend. — Die alte Magd hatte ihre Schüssel mit Äpfeln und Pfefferküßchen stehen lassen; während die anderen drei beschäftigt waren, die Wachskerzen aufzusteden, stand sie neben ihnen, ein lebendiger Randalaber, in jeder Hand einen brennenden Armleuchter emporhaltend. — Sie war aus der Heimat mit herübergekommen und hatte sich von allen am schwersten in den Brauch der Fremde gefunden. Auch jetzt betrachtete sie den stolzen Baum mit mißtrauischen Augen. „Die goldenen Eier sind denn doch vergessen!“ sagte sie.

Der Amtsrichter sah sie lächelnd an: „Aber Margret, die goldenen Tannäpfel sind doch schöner!“

„So, meint der Herr? Zu Hause haben wir immer die goldenen Eier gehabt.“

Darüber war nicht zu streiten; es war auch keine Zeit dazu. Harro hatte sich indessen schon wieder über den Quersack hergemacht. „Noch nicht anzünden!“ rief er, „das Schwerste ist noch darin!“

Es war ein fest vernageltes hölzernes Kistchen. Aber der Amtsrichter holte Hammer und Meißel aus seinem Gerätkästchen; nach ein paar Schlägen sprang der Dedel auf, und eine Fülle weißer Papierpäne quoll ihnen entgegen. — „Zuckerzeug!“ rief Frau Ellen und streckte schützend ihre Hände darüber aus. „Ich wittere Marzipan! Seht euch; ich werde auspacken!“

Und mit vorsichtiger Hand langte sie ein Stück nach dem andern heraus und legte es auf den Tisch, das nun von Vater und Sohn aus dem umhüllenden Seidenpapier herausgewickelt wurde.

„Himbeeren!“ rief Harro, „und Erdbeeren, ein ganzer Strauß!“

„Aber siehst du es wohl?“ sagte der Amtsrichter, „es sind Walderdbeeren; so welche wachsen in den Gärten nicht.“

Dann kam, wie lebend, allerlei Geziefer; Hornissen und Hummeln und was sonst im Sonnenschein an süßen Waldplätzen umherzujumen pflegt, zierlich aus Dragant gebildet, mit goldbestäubten Flügeln; nun eine Honigwabe — die Zellen mochten mit Likör gefüllt sein —, wie sie die wilde Biene in den Stamm der hohlen Eiche baut; und jetzt ein großer Hirschkäfer, von Schokolade, mit gesperrten Zangen und ausgebreiteten Flügeldecken. „Cervus lucanus!“ rief Harro und klatschte in die Hände.

An jedem Stück war, je nach der Größe, ein lichtgrünes Seidenbändchen. Sie konnten der Lockung nicht widerstehen; sie begannen schon jetzt den Baum damit zu schmücken, während Frau Ellens Hände noch immer neue Schätze ans Licht förderten.

Bald schwebte zwischen den Ästen auch eine Schar von Schmetterlingen an den Tannenspißen; da war der Himbeersalter, die silberblaue Daphnis und der olivenfarbige Waldargus, und wie sie alle heißen mochten, die Harro hier vergebens aufzujagen gesucht hatte. — Und immer schwerer wurden die Päckchen, die eins nach

dem andern von den eifrigen Händen geöffnet wurden. Denn jetzt kam das Geschlecht des größern Geflügels; da kam der Dompfaff und der Buntspecht, ein Paar Kreuzschnäbel, die im Tannenwald daheim sind; und jetzt — Frau Ellen stieß einen leichten Schrei aus — ein ganzes Nest voll kleiner schnäbelauflatternder Vögel; und Vater und Sohn gerieten miteinander in Streit, ob es Goldhähnchen oder junge Zeißige seien, während Harro schon das kleine Heimwesen im dichtesten Tannengrün verbarg.

Noch ein Waldbewohner erschien; er mußte vom Buchenrevier herübergekommen sein; ein Eichhörnchen von Marzipan, in halber Lebensgröße, mit erhobenem Schweif und klugen Augen. „Und nun ist's alle!“ rief Frau Ellen. Aber nein, ein schweres Päckchen noch! Sie öffnete es und verbarg es dann ebenso rasch wieder in beiden Händen. „Ein Prachtstück!“ rief sie, „aber nein, Paul, ich bin edelmütiger als du; ich zeig's dir nicht!“

Der Amtsrichter ließ sich das nicht anfechten; er brach ihr die nicht gar zu ernstlich geschlossenen Hände auseinander, während sie lachend über ihn wegschaute.

„Ein Hase!“ jubelte Harro, „er hat ein Kohlblatt zwischen den Vorderpfötchen!“ — Frau Ellen nickte: „Freilich, er kommt auch eben aus des alten Kirchspielsvogts Garten!“



Madonna

„Harro, mein Junge,“ sagte der Amtsrichter, indem er drohend den Finger gegen seine Frau erhob; „versprich mir, diesen Hasen zu verpeisen, damit er gründlich aus der Welt komme!“

Das versprach Harro.

Der Baum war voll, die Zweige bogen sich; die alte Margret stöhnte, sie könne die Leuchter nicht mehr halten, sie habe gar keine Arme mehr am Leibe.

Aber es gab wieder neue Arbeit. „Anzündn!“ kommandierte der Amtsrichter; und die klein und großen Weihnachtskinder standen mit heißen Gesichtern, kletterten auf Schemel und Stühle und ließen nicht ab, bis alle Kerzen angezündet waren.

Der Baum brannte, das Zimmer war von Duft und Glanz erfüllt, es war nun wirklich Weihnachten geworden.

Ein wenig müde von der ungewohnten Anstrengung saß der Amtsrichter auf dem Sofa, nachsinnend in den gegenüberhängenden großen Wandspiegel blickend, der das Bild des brennenden Baumes zurückstrahlte.

Frau Ellen, die ganz heimlich ein wenig aufzuräumen begann, wollte eben die geleerte Kiste an die Seite setzen, als sie wie in Gedanken noch einmal mit der Hand durch die Papierspäne streifte. Sie stutzte. „Unererschöpflich!“ sagte sie lächelnd. — Es war ein Star von Schokolade, den sie hervorgeholt hatte. „Und, Paul,“ fuhr sie fort, „er spricht!“

Sie hatte sich zu ihm auf die Sofalehne gesetzt, und beide lasen nun gemeinschaftlich den beschriebenen Zettel, den der Vogel in seinem Schnabel trug: „Einen Wald- und Weihnachtsgruß von einer dankbaren Freundin!“

„Also von ihr!“ sagte der Amtsrichter. „Ihr Herz hat ein gut Gedächtnis. Knecht Ruprecht mußte einen tüchtigen Weg zurücklegen; denn das Gut liegt fünf ganze Meilen von hier.“

Frau Ellen legte den Arm um ihres Mannes Nacken. „Nicht wahr, Paul, wir wollen auch nicht undankbar gegen die Fremde sein?“

„O, ich bin nicht undankbar; — aber — —“

„Was denn aber, Paul?“

„Was mögen drüben jetzt die Alten machen!“

Sie antwortete nicht darauf; sie gab ihm schweigend ihre Hand.

„Wo ist Harro?“ fragte er nach einer Weile.

Harro war eben wieder ins Zimmer getreten; aus einer Schachtel, die er mit sich brachte, nahm er eine kleine verblichene Figur und befestigte sie sorgfältig an einen Zweig des Tannenbaums. Die Eltern hatten es wohl erkannt; es war ein Stück von dem Zunderzeug des letzten heimatlichen Weihnachtsbaums; ein Dragoner auf schwarzem Pferde in langem graublauen Mantel. Der Knabe stand davor und betrachtete es unbeweglich; seine großen blauen Augen unter der breiten Stirn wurden immer finsterner. „Vater,“ sagte er endlich, und seine Stimme zitterte, „es war doch schade um unser schönes Heer! — Wenn sie es nur nicht aufgelöst hätten — ich glaube, dann wären wir wohl noch zu Hause!“

Eine lautlose Stille folgte, als der Knabe das gesprochen. Dann rief der Vater seinen Sohn und zog ihn dicht an sich heran. „Du kennst noch das alte Haus deiner Großeltern,“ sagte er, du bist vielleicht das letzte Kind von den Unseren, das noch auf den großen übereinander getürmten Bodenräumen gespielt hat; denn die Stunde ist nicht mehr fern, daß es in fremde Hand kommen wird. — Einer deiner Urahnen hat es einst für seinen Sohn gebaut. Der junge Mann fand es fertig und ausgestattet vor, als er nach mehrjähriger Abwesenheit in den Handelsstädten Frankreichs nach seiner Heimat zurückkehrte. Bei

seinem Tode hat er es seinen Nachkommen hinterlassen, und sie haben darin gewohnt als Kaufherren und Senatoren oder, nachdem sie sich dem Studium der Rechte zugewandt hatten, als Bürgermeister oder Syndici ihrer Vaterstadt. Es waren angesehen und wohlbedenkende Männer, die im Lauf der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zugute kommen ließen. So waren sie wurzelfest geworden in der Heimat. Noch in meiner Knabenzeit gab es unter den tüchtigeren Handwerkern fast keine Familie, wo nicht von den Voreltern oder Eltern eines in den Diensten der Unserigen gestanden hätte; sei es auf den Schiffen oder in den Fabriken oder auch im Hause selbst. — Es waren das Verhältnisse des gegenseitigen Vertrauens; jeder rühmte sich des andern und suchte sich des andern wert zu zeigen; wie ein Erbe ließen es die Eltern ihren Kindern; sie kannten sich alle, über Geburt und Tod hinaus, denn sie kannten Art und Geschlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dagewesen waren.“ — Der Amtsrichter schielte einen Augenblick, während der Knabe unbeweglich zu ihm empor sah. „Aber nicht allein in die Höhe,“ fuhr er fort, „auch in die Tiefe haben deine Voreltern gebaut; zu dem steinernen Hause in der Stadt gehörte die Gruft draußen auf dem Kirchhof; denn auch die Toten sollten noch beisammen sein. — Und seltsam, da ich des inne ward, daß ich fort mußte, mein erster Gedanke war, ich könnte dort den Platz verfehlen. — Ich habe sie mehr als einmal offen gesehen; das letztemal, als deine Urgroßmutter starb, eine Frau in hohen Jahren, wie sie den Unserigen vergönnt zu sein pflegen. — Ich vergesse den Tag nicht. Ich war hinabgestiegen und stand unten in der Dunkelheit zwischen den Särgen, die neben und über mir auf den eisernen Stangen ruhten; die ganze alte Zeit, eine ernste schweigende Gesellschaft. Neben mir war der Totengräber, ein eisgrauer Mann. Aber einst war er jung gewesen und hatte als Rutscher, den schwarzen Pudel zwischen den Knien, die Knappen meines Großvaters gefahren. — Er stand an einem hohen Sarg gelehnt und ließ wie lieblosend seine Hand über das schwarze Tuch des Deckels gleiten. „Dat is min ole Herr!“ sagte er in seinem Plattdeutsch, „dat weer en gude Mann!“ — Mein Kind, nur dort zu Hause konnte ich solche Worte hören. Ich neigte unwillkürlich das Haupt; denn mir war, als fühlte ich den Segen der Heimat sich leibhaftig auf mich niedersinken. Ich war der Erbe dieser Toten; sie selbst waren zwar dahingegangen; aber ihre Güte und Tüchtigkeit lebte noch, und war für mich da und half mir, wo ich selber irrte, wo meine Kräfte mich verließen. — Und auch jetzt noch, wenn ich — mir und den Meinen nicht zur Freude, aber getrieben von jenem geheimnisvollen Weh, auf kurze Zeit zurückkehrte, ich weiß es wohl, dem sich dann alle Hände dort entgegenstreckten, das war nicht ich allein.“ Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich das Schneefeld; der Wind sauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin, wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimat lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort!“ sprach er leise; „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten.“ Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß.

Noch lange standen sie und blickten dem dunklen Zuge der Wolken nach. — Hinter ihnen im Zimmer ging lautlos die alte Magd umher und hütete sorgsam Auges die allmählich niederbrennenden Weihnachtskerzen.

Fenjo Stahlheim und die zehnte Muse

Von Hans Trausil

Unerbittlich hart und frostgebannt war dieser Winter in der verschneiten Einöde des nördlichen Alaska. Fast begann Fenjo Stahlheim es zu bereuen, seine skandinavische Heimat verlassen und dieses größte aller bisherigen Ingenieurwerke für einige große Wall-Street-Banken übernommen zu haben.

Doch es lag nicht in seiner Natur, nachzugeben. Er hatte sich aus freiem Willen verpflichtet, das riesige elektrische Werk, das das Dunkel unerforschtes Landes mit Kraft und Licht durchfluten sollte, anzulegen, und er würde diesem Lande nicht den Rücken kehren, bis diese Arbeit vollbracht war.

Was erwartete ihn schließlich hinter diesen Bergen und Wäldern als eine von unerfüllter Sehnsucht hin und her hastende, verengte, gleichgültige Menschheit? Seine Eltern hatte er früh verloren. Verwandte hatte er nicht. Und seitdem Helga, die Geliebte seines Herzens, vor fünf Jahren, vielleicht für immer, aus seinem Leben geschwunden war, stand er allein in der Welt.

Dieses Gefühl völligen Abgesondertseins von seinen Mitmenschen gab dem Ingenieur Fenjo Stahlheim eine sich ins Ungeheure steigende Arbeitskraft, eine auf seine Umgebung unheimlich wirkende Wucht in

der Bezwingung und Überwindung sich entgegenstellender Hindernisse. Dem Menschen Fenjo Stahlheim verlieh diese Isoliertheit, trotz aller Beweise von Güte und Menschenfreundlichkeit, etwas Enferntes, allem Irdischen Abgewandtes, wiewohl sein Werk ganz dem Irdischen geweiht schien.

Für seine Untergebenen war er ein Element, mit der Gewalt und Rücksichtslosigkeit eines Elementes. Wenn überhaupt das Hirn und die Hand eines Einzelnen dieses gigantische Werk der hundert Flußbettverlegungen und Staubecken, der künstlichen Kanäle und Bergseen vollenden würden, so war dieser Einzelne Fenjo Stahlheim.

Von den ersten Anfängen hatte er diesem Werke vorgestanden. Dieser Anfang lag jetzt fünf Jahre zurück. Stahlheim war der einzige Ingenieur, der ausgehalten hatte. Die Grausamkeit der Natur, die Härte des Klimas und die unendliche Einsamkeit hatten im Laufe der letzten Jahre die ihm unterstellten Mitarbeiter vertrieben. Sie waren zurückgekehrt in ihre Heimat, in die Wärme, unter die Menschen. Jedes Jahr brachte andere Techniker, Tausende von neuen Handwerkern und Arbeitern aus allen Ländern Europas und Amerikas. Nur Fenjo Stahlheim war geblieben.

Etwas Übermenschlich-Legendäres ging von dem schweigenden, in den besten Jahren stehenden Manne aus, in dessen Blockhütte, die etwas erhöht das weite Tal überragte, fast jede Nacht bis in die frühen Morgenstunden Licht brannte. Alle im Tale wußten, daß dort oben einer über Entwürfen und Plänen gebeugt saß, der dieses Riesenwerk auf Jahre hinaus bestimmte.

Was gab diesem Manne die Kraft, Winter für Winter in dieser Wildnis und Einöde auszuharren, die nur von dem Donnergebrüll der Hämmer und dem kreischenden Lärm der Felsenbohrer, Schaufelmaschinen und schwingenden Krane Tag und Nacht durchgeßelt wurde?

Die Antwort auf diese Frage wußte nur Fenjor Stahlheim. Und vielleicht er selbst war sich nach all diesen Jahren nicht mehr darüber klar, ob er die Kraft zu diesem Werke einer weit hinter ihm liegenden Illusion oder einer Wirklichkeit entnahm.

Heute abend waren es gerade fünf Jahre, daß Helga jene sonderbare Forderung gestellt hatte, die das Schicksal der beiden bedeutendsten Männer ihres Landes bestimmt hatte. An jenem Abend hatte er sie zum letzten Male gesehen. Zuerst in ihrer gequälten Unentslossenheit, die ihrem Antlitz die Lieblichkeit einer windbewegten, weit offenen Blüte gab. Und dann später gegen Mitternacht, als er ihr Haus verließ und Helga ihn und den Andern bis zum Parkeingang begleitete, wo die drei Abschied voneinander nahmen. Es hatte angefangen zu schneien, doch Helga hatte darauf bestanden, den Weg bis zum Parktor mitzugehen. Im Licht der beiden Portallaternen stand das junge Mädchen unbedeckten Hauptes wie ein goldener Frühlingsbaum, von den schimmernden Schneeflocken einer verspäteten Winternacht überhaucht. Noch nie war Helga in ihrer Blondheit so strahlend gewesen wie an jenem letzten Abend. Hinter ihrer goldenen Leuchte schwieg, wie ein dunkles Schicksal, der nächtliche Park, dessen Wege und Bäume leise fallender Schnee verhüllte.

Von den letzten Worten Helgas erfüllt, waren die beiden Männer schweigend nebeneinander stadteinwärts geschritten. Die ältermüden Glocken schlugen Mitternacht, als sie sich am grau ragenden Dom voneinander wandten, jeder seinem Werke entgegen, das seine volle Schaffenskraft während der nächsten Jahre erfordern würde. Als Preis dieses Wertes aber hatte Helga an diesem Abend sich selbst bestimmt, Helga, deren Schönheit die Dichter und Künstler ihres Landes huldigten.

Fünf Jahre harter unermüdlicher Arbeit waren seit jenem Abend vergangen. War es noch eine Wirklichkeit, wofür Fenjor Stahlheim dachte, plante, sich immer wieder entgegentürmende Schwierigkeiten überwand?

Was mochte der Andere mit dem empfindsamen Gesicht und den schlanken durchsichtigen Händen all diesen Tagen und Nächten entzungen haben? Schritt auch sein Werk der Vollendung entgegen? Zuweilen erschien dem Ingenieur dieser mit so verschiedenen Waffen ausgefochtene Wettkampf um die ferne Frau ungleich und aussichtslos zugleich. Vielleicht war er nur eine Laune Helgas gewesen, das klug erprobene Mittel eines Weibes, zwei Männern zu entgehen, deren Liebe ihr schmeichelte, die sie aber nicht erwidern konnte.

Fenjor Stahlheim, den Kopf über den rohgeschnittenen Arbeitstisch gestützt, starrte in das flackernde Feuer des breiten, offenen Kamins in der gegenüberliegenden Wand. Wieder schoß ihm einen Augenblick der Gedanke durch das von Überanstrengung fiebernde Gehirn, die rings um ihn ausgebreiteten Pläne und Entwürfe in diese Flammen dort zu werfen. Denn eines hatte er sich vorgenommen: daß nur er dieses Werk, das er begonnen, auch vollenden würde. Er würde die Durchführung seines genialen Entwurfes keinem Nachfolger überlassen. Er hielt die absolute Macht in den Händen, dieses Werk, das eine gewaltige Strede Neuland der Menschheit erschließen würde, seiner Vollendung entgegenzuführen oder zu vernichten.

Draußen rüttelte der Sturm mit knöchernen, frostigen Fingern gegen die schneeverwehten Scheiben. Irgendwo, weit hinter dem Dunkel dieser Schluchten und Wälder, gab es Städte, wo jetzt frohe Menschen tanzten und lärmten in bunten, von warmem Licht durchfluteten Theatern und Sälen. Irgendwo dort draußen hinter dem fauchenden Sturm klang sanfte Musik und das silberne Lachen festlich gekleideter Frauen und Mädchen.

Fenjor Stahlheim hatte in den letzten Jahren genügend Geld verdient, um das Leben in irgendeiner Weltstadt in vollen Zügen genießen zu können. Für wen arbeitete er denn letzten Endes seine Gesundheit und Nerven zerschanden? Seitdem er hier oben im Norden Alaskas war, hatte er keinen Brief von Helga erhalten. Vielleicht war sie schon längst mit dem Andern verheiratet und dachte nicht mehr an die Abmachung jener letzten Stunde, die er so bitterernst aufgefahrt hatte.

Mehrere Male im Laufe des Abends schien es ihm, als höre er das hell klingende Lachen Helgas draußen im Winde. Noch nein. Sein überhitztes Blut hämmerte mit metallenen Schlägen gegen seine hohlen Schläfen. Seine Hand griff nervös nach dem Stoß zusammengerollter Pläne, die auf dem Tisch ihn von allen Seiten einengten und ihm den

Weg in die Freiheit versperreten. Er entnahm dem Haufen eine große Rolle und breitete den Hauptplan des ganzen Werkes vor sich aus. Alle Berechnungen stimmten bis auf den letzten Millimeter. Ja, es stimmte alles zugunsten jener obskuren Dividendenmacher der Wall Street. Nur eines stimmte daran nicht. Das war sein eigenes Glück, sein eigenes Leben während dieser langen einsamen Jahre.

Ein bitterer Ausdruck zuckte um seinen Mund. Mit einem Ruck erhob er sich, und den Plan in seinen geballten Händen zusammenfassend, schritt Fenjor Stahlheim auf den offenen Kamin zu. Kurz vor den Flammen lauschte er nach dem Fenster hin. Draußen rieselte wie Silber das Schellengeläut eines Schlittens durch das Dunkel der Nacht. Seine Hand umkrampfte das knisternde Papier. Er hielt inne, verwundert über das ungewöhnliche Herannahen eines Schlittens zu dieser nächtlichen Stunde. Die Post kam nur einmal im Monat hierher und war erst vor drei Tagen dagewesen. Sollte etwa ein Überfall auf die Geldschränke, die unten im Keller vermauert standen, versucht werden? Stahlheim ließ die Papierrolle zu Boden fallen, vergrub seine Rechte in der Tasche und umspannte seinen Browning. Er stand kampfbereit, den Blick nach der Türe gerichtet.

Draußen erscholl jetzt das freudige Bellen der Schlittenhunde, ein Zeichen, daß diese ihr Ziel erreicht glaubten. Stahlheim schaltete das Licht aus, öffnete vorsichtig die Tür und sah, wie der Schlittenführer zwei verummumten Gestalten aus den Pelzdecken half.

Eine Minute später stand die lichte Helga im Zimmer mit seinem Rivalen, von dem er sich in jener Nacht vor dem grauen Dome seiner Heimatstadt getrennt hatte.

„Ich bringe Ihnen Helga,“ sagte der bleiche Mann einfach, „die Ihre Frau zu werden wünscht. Ich habe an meinem Schreibtisch um die Gestaltung des Epos unserer Zeit gerungen. Ich weiß, es ist mir nicht gelungen. Aber ich weiß auch, daß dies noch keinem Dichter gelingen kann. Die Zeitungen brachten uns die Nachricht, daß Ihr Werk seiner Vollendung entgegengeht. Vielleicht führen Sie uns morgen über die Stätte Ihrer Arbeit, die ich neidlos bewundere. Meine Pflicht ist erfüllt. Ich fahre jetzt mit dem Schlittenführer, der mir für die Nacht einen Raum zugesagt hat, wieder talwärts zu den Blockhütten zurück. Gute Nacht, Helga! Gute Nacht, Fenjor Stahlheim!“

Wieder erscholl das freudige Gebell der anziehenden Hunde und das verklingende Schellengeläut des talwärts gleitenden Schlittens.

Fenjor und Helga konnten nicht ahnen, daß sie den Dichter nie wiedersehen würden. Als es draußen still wurde, fanden sie sich in einer langen ersten Umarmung.

Und wieder brannten in dieser Nacht die Holzscheite im offenen Kamin des Ingenieurs bis in den dämmernden Morgen hinein. Aber diesmal war es Heimglut, die zwei Menschen wärmte, während sie über ihr Glück und ihr gemeinsames Leben in der Zukunft sprachen.

Der Frühling kam. Noch einmal durchtobte der Lärm donnernder Hämmer und raselnder Felsenbohrer das weite Tal. Im Herbst stand das Werk Fenjor Stahlheims vollendet. Er war Sieger geblieben in der Bändigung der Natur und ihrer Gewalten. Er hatte Neuland eröffnet und Heimstätten für kommende Geschlechter.

An einem Abend im Herbst, kurz vor der Abreise, überblickten Fenjor und Helga von einer Höhe aus noch einmal das Tal. Etwas Unwirkliches, wie der Glanz von einem Märchen, stieg von den tausenden und aber tausenden elektrischen Lampen auf, die violett und golden durch den Nebel des abendlichen Tales schimmerten. Es war der Glanz des Märchens einer neuen Wirklichkeit.

Fenjor und Helga standen eng aneinander gelehnt. Da überbrachte der indianische Diener einen abgegriffenen, verschmutzten Brief. Fenjor riß ihn auf und las:

„Fenjor Stahlheim!“

Vielleicht gelangt dieser Brief durch Zufall in Ihre Hände. Ich übergebe denselben einem Eskimotrappier, der mich während eines heftigen Fiebers in seiner Hütte gepflegt hat. Mein Zustand sagt mir, daß ich unsere Heimat nicht wiedersehen werde. Leben Sie und Helga wohl! In dieser wilden Einsamkeit habe ich die Überzeugung gewonnen, daß den Technikern und Ingenieuren dieses Zeitalter gehört und daß erst kommende Dichter unsere Zeit und ihre harte Herrlichkeit gestalten werden, die noch nicht Form und Schönheit, sondern Chaos und Kraft ist. Gesichte, mathematisch gebannt. Und es ist mir klar geworden, daß die Arbeiter im Stofflichen Schaffende sind so gut wie wir. Und daher gleichberechtigt einer Muse, der zehnten Muse, die der Mythos der Antike vergaß, die aber der faustische Geist unserer Zeit gebären wird . . .“

Fenjor Stahlheim brach im Lesen ab.

„Wer gab dir diesen Brief?“ fragte er den Indianer.

„Ein Fellschänder, ein alter Eskimo, Herr. Er wartet unten im Tale. Der alte Eskimo sagt, ein Sterbender gab ihm diesen Brief. Der Sterbende sagt, du bist sein Freund.“

Schweigend schritten die drei zu Tale.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte). Das Stadttheater brachte „Die Orpheide“ — ein dreiteiliges, an Problemen überreiches musikalisches Bühnenwerk von Francesco Malipiero, einem der Führer des jungen künstlerischen Italien — zur Uraufführung. Die Wiedergabe war mit großer Sorgfalt vorbereitet, die Aufnahme recht geteilt. Hoffentlich entsinnt sich das Stadttheater auch bald der deutschen lebenden Meister! Vor allem verdienen hier die Namen Hans Pfitzner und Richard Strauß genannt zu werden.

Eine Neueinstudierung von „Tristan und Isolde“ verlief im allgemeinen sehr erfreulich und harmonisch. Dagegen wirkten die überstilisierten Bühnenbilder von Anke Oldenburger durch ihre musikfremde Art, die sich sogar noch von Alt zu Alt steigerte, ziemlich peinlich und nicht zur Sache gehörig. Hier war ganz entschieden über die Richtlinie hinausgegangen, die bei Wagner zulässig ist. Schade! Ein Gastspiel des Reinhardt'schen Balletts bot manche willkommene Anregung, obwohl sich das Ganze trotz des hochentwickelten Geschmacks mitunter bedenklich der „Revue“ näherte. Wie ganz anders wirkte dagegen die verinnerlichte Tanzkunst von Mary Wigman, die im Schauspielhaus zu Gast war! Wohl tritt bei ihr das Gedankliche immer stark in den Vordergrund. Aber zu wech geschlossenen harmonischer Rundung führt es z. B. in den „Visionen“ mit ihrer stark leitmotivischen Prägung!

Noch ein Gast lehrte im Schauspielhaus ein: der Negertenor Roland Hayes. Es handelt sich hier um einen Sänger allerersten Grades, sowohl was die technische Durchbildung der biegsamen lyrischen Stimme, als auch was die innere Ausdeutung der Lieder anbelangt. Wie mancher europäischer Künstler könnte bei dieser einzigartigen Begabung auch für das Stilgefühl in die Lehre gehen! Anna Tbalb gab, von Alfred Fröhlich ganz hervorragend begleitet, einen Liederabend mit sehr vornehm aufgestelltem Programm: Lieder von Rudi Stephan, Hugo Wolf und Manuel de Falla (im spanischen Originaltext gesungen) schlossen sich zu einem durchaus einheitlichen Bild zusammen und bewiesen von neuem die hohen musikalischen Fähigkeiten der Sängerin. Nicht ganz so glücklich war diesmal der ausgezeichnete Baritonist Heinrich Schlusnus. Die Vortragsfolge war sehr willkürlich zusammengestellt. Auch schien der Künstler an irgendeiner Hemmung zu leiden. Der einheimische Pianist Willy Hülfes, dessen ganz besondere Liebe den Romantikern gehört, gab einen gut verlaufenen Klavierabend. Bei der Pianistin Hilde Sander überwiegt vorläufig noch das technische Können die musikalische Gestaltungskraft. In einem Meistertonkonzert konnte die ausgezeichnete Liedersängerin Lotte Lehmann ernstlich erwärmen, während der fast alle überragende Techniker Moritz Rosenthal bewies, daß er auch musikalisch zum mindesten sehr geistreich sein kann. Das Rheinische Trio gab einen sehr tüchtigen Abend. Zugleich verabschiedete sich der einem ehrenvollen Ruf nach Augsburg folgende Violonist dieser Vereinigung Josef Klein mit dem sehr schön gelungenen Vortrag der interessanten ersten Violinsonate von Paul Hindemith. Das Collegium musicum setzte mit großem Erfolg seinen Mozart-Zyklus fort. Einen überfüllten Saal (heute eine seltene Erscheinung!) erzielten die beliebten Don-Rosaken. Durch die Erklärung Professor Georg Schneepoigs, seine Bewerbung um den Posten des städtischen Musikdirektors zurückziehen zu wollen, steht das öffentliche Musikleben vor einer neuen entscheidenden Wende. Hoffentlich gelingt es der Stadtverwaltung, diese überaus wichtige Stelle mit einem überragenden Führer zu besetzen! Im zweiten Musikvereinskonzert erlangen bedeutende zeitgenössische Werke: die lebenswürdige vierte Sinfonie von Gustav Mahler (in der Amalie Merz-Tunmer das Sopransolo sehr schön sang) und das sehr wirkungsvoll gesteigerte „Te deum“ von Walter Braunfels. Ein Violonkonzert von Max Trapp, dem Gustav Havemann ein ganz hervorragender Anwalt war, konnte durch tüchtige und solide Arbeit mehr erwärmen, als durch seine persönlichen Werte. Hans Weisbach (Hagen) bewies besonders in der ersten Sinfonie von Johannes Brahms über dem Durchschnitt stehende musikalische Fähigkeiten. E. H.

Düsseldorf (Städtisches Schauspiel). Das Gastspiel Prof. Luigi Pirandello mit dem römischen Teatro d'Arte brachte von der Anzahl der wahllos seit einem Jahr die deutschen Bühnen überschwemmenden, auf den Effekt und eine höchst spitzfindige, kalte, verstandesmäßige, aber überraschende, in der steten Mischung von Schein und Wirklichkeit, von Illusion und Tatsächlichkeit verwirrende, an den Konflikt herangelegene Problemspiegelung abzielenden, geschickten Reizern einmal die „Wollust der Anständigkeit“, ein nach Oben freigeschnittenes Theatersstück mit dem Cheshire der Leute von der

anständigen Gesinnung, und Heinrich IV. eine spannend eingeleitete Studie zu einem absonderlichen Fall von Wahnsinn. Das natürliche, lebhaft Tempo der italienischen Schauspieler und ihr angeborener Gang zur schönen Rede, die sie meisterhaft zu gliedern wissen, blieben neben einem Schauspieler mit dem Anflug romanischer Größe und Formvollendung Lomberto Picasso haften. Danach erschien dann die theatralisch aufgemachte Tragödie Heinrich IV. auch in einer deutschen Aufführung mit unserem hiesigen Spielkörper, dem es aber nicht gegeben war, Spannungen zu erwecken, was vor allem an dem auf den Dialog eingestellten Stil der Wiedergabe lag, die den phantastischen Möglichkeiten des Stückes und der Hauptrolle aus dem Weg ging. Ewald Balser's Heinrich IV. kam nur in einigen elementaren, durchbluteten Augenblicken über den Rahmen einer interessanten, vielseitig belebten Studie hinaus. Die Einzelheiten schlossen sich nicht zum Kreis, zum Ganzen. Leopold Lindbergs sicher unrisseher Baron Tito war am Ziel der Gestalt, die auch Borntragers Arzt sehr hübsch herausholte. Ein weiteres Gastspiel vermittelte Emil Ludwig auf die Sensation des Augenblicks gestelltes „Stück Geschichte“, das „Bismarcks Entlassung“ in drei Akten nicht einmal handwerklich gut vorkührte, sowohl was die Dramatisierung von seiten des Verfassers, wie was die Aufführung des Altonaer Stadttheaters anging. Der Lichtpunkt des Spielplans wurde eine herzerfrischende Neueinstudierung von Lessings wundervoller „Minna von Barnhelm“, diesem deutschen, frederizianischen Lustspiel, dem eine herrliche, ungebrochene Lebenskraft innewohnt, der hier zu ihrem Recht und zu einer vollblütigen Geltung verholfen wurde. Ewald Bornträger hielt als kluger Leiter alle Fäden des Spiels feinfühlig in der Hand, Georg Hader gab den Zimmern die Wohlgeit eines bürgerlichen Kokos, Gertrud Falkner war eine lebenswürdige, launige Minna von spielerischem Reiz, Ewald Balser ein preußischer Tellheim von Charakter, und Karl Ehrhardt gab den Wachmeister Werner mit prachtvoller Fülle des Menschlichen. Es war ein glücklicher Abend, der erwärmte und zündete! Dr. St.

Was man sich in der Pause erzählt.

Liebe Jugend!

Schallapin in Sachsens Hauptstadt! Rasender Applaus — der große Mann spendet gnädig eine Zugabe: „Es war einmal ein König, der usw.“ Er spart nicht mit illustrierenden Gesten.

Man drängt dem Ausgang zu. Vor mir ein kleines, vor Begeisterung schwitzendes Frauchen — Stadium flitterwochen. Ihre Entzückung sucht nach Worten und findet sie: „En gottvolles Schenie! Ach, Emil? Ne, wie er den gleenen Floh gegnigt, das hätt der Garup doch nich scheener gennen!“ (Jugend.)

Statistik.

„Es gibt also noch nicht vier Millionen Berliner, sondern nur 3 950 000.“

„Als Unglück is aa aso scho groß gnuu!“

(Jugend.)

Bücher.

„Mama, schenk doch Friß die neue Prachtausgabe von Goethes „Wahlverwandtschaften.“

„Ach nein, ich kaufe ihm lieber was zum Lesen. . .“ (Kladderadatsch.)

Verständlicher.

„In der Pinatothek waren wir auch, Papa“, erzählt die Tochter. „Was ist doch das wieder für ein gelehrter Quatsch. Sag doch einfach: im Kino.“ (Fliegende Blätter.)

Warum er schießt.

Pitter und Köbes unterhalten sich auf der Rheinbrücke.

„Sag ens, Pitter,“ hebt Köbes nach einem mitleidvollen Blick auf den Freund an, „wie kütt dat eijentlich, dat du so scheel bist?“

Pitter spuckt gedankenverloren, doch zielsicher, in den Schlot eines Schleppdampfers.

„Dat will ich dich erklären, Köbes, dat is en traurige Geschicht. Du brauchst et nich zu glauben, wat ich för en hübsch Jüngelche war, mit blonden Locken und blaue Augenken, und ganz iradaus hab ich jeschaut. Da kütt dir eines Tags ein Bijeunerweib un tauscht mich um, un seit den Tag bin ich scheel.“ (Meggendorfer Blätter.)

Bedauern.

Gast: „Ich bedaure, ihr Lokal nicht bereits vor acht Tagen kennengelernt zu haben.“

Kellner: „Sehr schmeichelhaft für uns.“

Gast: „Ja, ich würde diesen Fisch lieber in der letzten Woche gegessen haben.“ (Matin.)

Unmöglich.

Doktor: „Sie müssen jeden Tag vor dem Frühstück einen Spaziergang machen.“

Patientin: „Das ist unmöglich, Herr Doktor. Ich stehe niemals vor dem Frühstück auf.“ (Answers.)

Düsseldorfer Schauspielhaus. Anlässlich des 20. Jahrestages der Eröffnung des Schauspielhauses (Louise Dumont, Gustav Lindemann) brachte das Theater an der Karl-Theodor-Straße, das noch immer zu den repräsentativen Bühnen Deutschlands gehört, wenn auch der Eifer seiner Theaterleitung nicht mehr so nachdrücklich wie in früheren Zeiten vertreten wird, Schillers herrliches, in ungebrochener Empfindung dahinstürmendes bürgerliches Trauerspiel „Kabale und Liebe“ heraus, das einst zu den schöpferischen Großtaten der Theaterkunst und -gesinnung der jungen kampfesmutigen Bühne am Rhein gehört hatte. In der Festaufführung ließ Prof. Karl Wiesen vom theaterwissenschaftlichen Seminar der Kölner Universität in einem von Szenenbildern durchsehten Rückblick die unermüdliche Arbeit um das Gewinnen des neuzeitlichen Bühnenspiels, um die Verlebendigung des Dichterwortes, um die dramatische Gestaltung der überkommenen Werke und um die Erprobung des jungen Nachwuchses noch einmal auferstehen und würdigte das Gewordene von der Warte des Historikers. Die Morgenfeier — einer der von hieraus fruchtbar sich verbreitenden Gedanken — erweiterte diesen Kreis der Leistung des Schauspielhauses noch. Sie brachte Arbeiten der Dichter, die an dieser Stätte tätig waren und deren Namen heute für das Haus zeugen: Paul Ernst, Wilhelm Schmidbom, Herbert Eulenberg, Hans Frank, nicht zu vergessen Kurt Heynide, der prachtvolle junge Lyriker, der jetzt als Dramaturg hier weilt. Die Regie des Abends hatte Lindemanns immer sorgsame, vielleicht zu umsichtige Hand inne, die das Werk stark im Milieu verankerte, es daher aber auch zu intim mit der Atmosphäre überspielte, so daß der Feueratem der feisch-dramatischen Handlung ganz in ihr eingebettet blieb und nur in den Augenblicken höchster Spannung unmittelbar zündete. Qualitätsvolles, gepflegtes Theaterspiel von Format, von der künstlerischen Art, die man hier gewohnt ist, sauber, in sich ausgeglichen und abgestimmt, das war das Ergebnis, nicht aber der führende Schwung, der aus den ureigensten dramatischen menschlichen Spannungen und Instinkten die Handlung steigend aufbaut und gliedert, wie ihn die Gegenwart und ihr Theater fordern. Trotzdem wurde es ein starker Erfolg, aber ein Erfolg des stillvollen, kultivierten Theaters, nicht des konzentrierten, elementaren Theaters! Das Schauspielhaus, das für die moderne Kunst der Bühne grundlegend wirkte, steht im Kampf um den reinen Ausdruck dieser Kunst auf der Bühne der Gegenwart heute zurück! Dabei gab die Lady Milford der Lilly Raun (Dresden), aus der man die Schulung Hermine Körners herauszusehen glaubt, der Darstellung den Drang ins Blut, das Gefühl für die Ausnutzung der sprachdramatischen Möglichkeiten, wie die spielerische Erregbarkeit und den Mut zur Konsequenz der Gestaltung. In Chmi Bessel erstanden tragfähige Ansätze für eine Louise, die jetzt noch nicht genug gefaßt und eindeutig erschienen. Peter Essers Ferdinand gab, was er konnte, her, doch trug ihn das Wort stärker, als er den Aufruhr der jungen Seele zeigte. Fritz Reiff (Präsident) bot eine gute Studie. Karl Ryser spielte den Wurm auf den gefühlvollen Teufel, Harry Flatow den Hofmarschall als einen ausgemachten überbetonten Einfaltspinsel, und Everths Musikus Miller, ein knorriger Typ, wurde wie die „alberne Gans“, seine Frau (Cornelie Gebühr) vom Kleinbürgermilieu in der Auswirkung bedrückt. Eduard Sturm schuf die raumbildnerisch gelungenen Szenen. — Eine alte, auf den Figuren, dem Wortwitz und der sicheren Situationsfolge ruhende Judentomödie: Potasch und Perlmutter von M. Glas und E. Klein, nicht ohne etwas Anlage zum rührseligen Nitsch durch die Handlung, stimmte unter der den Ton launig durchhaltenden Spielleitung des Komikers Knaack sichtlich heiter. Knaack, Rosenthal und vor allem Justus Paris waren herrliche, köstlich lebensechte, betriebssame Vertreter der ewig Handelnden, zu denen sich Emmy Franks unglaublich komische Alte, Kurt Reiff als mausfechtender Reisender und Flatows in allen Sätteln gerechter Rechtsanwalt als saftige Menschenexemplare gefellten, die alle insgesamt ganz ausgezeichnet zu unterhalten verstanden und ein lachendes Theater entseffelten. Dr. St.

Dortmunder Schauspiel. Wenn jüngst von Berliner Grabbe-Aufführungen so viel Aufhebens und Ruhmens gemacht wurde, so darf man demgegenüber vermerken, daß die Dortmunder Bühne sich schon längst dieses großen westfälischen Dramatikers angenommen und schon vor einigen Jahren den „Hannibal“ und „Don Juan und Faust“ herausgebracht hat. Neuer folgte „Napoleon oder die hundert Tage“. Oskar Wallecks hervorragende Spielleitung, die neben der Heraushebelung der dramatischen Gipfelungen ganz auf großlinig bildmäßige Wirkung eingestellt war, wußte der Aufführung den heißen Atem Grabbeschen Kraftgenies einzuhauchen und ließ insbesondere die Massenszenen in fieberndem Rhythmus zu unerhörter Wucht anschwellen. Wird man bezüglich der Streichungen, bei denen Blücher und die Preußen in ihrer Bedeutung arg zusammenschumpften, anderer Meinung sein können, so wird man die Regieleistung auf jeden Fall besonders unterstreichen müssen. — Als weitere

Neuheit gab es „Liebfrauenmilch“ von Heinrich Ilgenstein, ein gar launiges und geistreiches Geplänkel um die Ehe, ein Spiel mit dem Feuer, bei dem zwar allerlei geschehen könnte, aber schließlich trotz bedenklicher Zuspitzungen doch nicht geschieht. Den vierten Akt hätte der Verfasser sich und den Zuschauern ersparen können. — Im Burgwalltheater frische man Anzengrubers „Meineidbauer“ wieder auf. Trotzdem das Stück schon einigen Altersstaub angelesen hat, vermochte die Naturwahrheit der Zeichnung und der Empfindungen die Zuhörer noch zu fesseln und zu packen.

Dr. Risse.

Dortmund. Der Verdische „Maskenball“ — man hat nun einmal bei uns eine Schwäche für Verdi — ist typisch für den italienischen Opernstil und seine Entwicklung. Das Fehlen der brutalen Allegrosätze, besonders sorgfältige Ausarbeitung der Arien und die Feinheiten der Instrumentation sind zweifellos Zeichen des Fortschritts. Der musikalische Leiter, Herr Krips, verschleierte klug die Schwächen des fürchterlichen Textes dadurch, daß er die orchesterale Leistung stark in den Vordergrund schob, und das Orchester unterstützte ihn in diesem Bestreben durch klangfreudiges Musizieren. Weil das Ensemble gut zusammengefaßt war, kam der italienische Gesangstil vortrefflich zur Geltung. Frau Orff als Amelia wußte den sentimental Charakter ihrer Rolle durch ihre besonders in der Höhe blendenden Stimmittel und ihre vorzügliche Darstellung erträglich zu machen. Die Anteilnahme des Chores am Geschehen auf der Bühne ist erheblich gewachsen; wohl ein Verdienst des Oberpielleiters Dr. Aron.

Den überaus starken Besuch der „Lohengrin“-Aufführungen darf man wohl ansehen als ein Zeichen gesunder Selbstbestimmung, die sich abwendet von leichter, fremder Kunst und zurückkehrt zu den starken Quellen gesunder, deutscher Musik, als ein starkes Bekenntnis zu unserm Richard Wagner. Man hatte es sich offenbar viel Mühe kosten lassen, die schwierigen Regiefragen, die der Lohengrin stellte, zufriedenstellend zu lösen. Im allgemeinen war die Aufgabe mit feinem Verständnis durchgeführt, nur der projizierte Schwan wollte uns nicht recht gefallen. Nicht reiflos zustimmen können wir der Besetzung der Hauptrollen. Frau Orff als Elsa war trotz ihrer an sich vorzüglichen Darbietung fehl am Platze. Stimme und Gestaltungsvermögen weisen sie in das Fach des Hochdramatischen. Trotz heißen Bemühens fiel sie notwendig immer wieder in einen gewissen Heroismus, der wenig mit der Anmut und dem Liebreiz, mit dem Wagner die edle Fürstentochter von Brabant ausgezeichnet, in Uebereinstimmung zu bringen ist. Auch Herr Wünsche als Lohengrin konnte nicht voll befriedigen. Ihm fehlte zu dieser Idealgestalt stimmlich und darstellerisch jener Schimmer des Unnahbaren, Geheimnisvollen, der diesen Ritter des heiligen Grals umgeben muß. In den übrigen Rollen blieben ebenfalls infolge notwendig gewordenen Umbesetzungen letzte Wünsche unerfüllt.

Als erste in der Reihe der deutschen Spieloper, die uns für dieses Jahr versprochen, erschien Vorhings derbomischer „Wildschütz“. Er sprudelte nur so von übermütiger, lebenswürdiger Laune. Eine Fülle von gemütvollen und humoristisch gefärbten Melodien beweist Vorhings einzigartige Begabung im Bereiche des Sinnlich-Heitern und der behaglichen Komik und zeigt ihren Schöpfer als ehesten Vertreter des kräftigen, gesunden Volkshumors in der Musik. — Die Aufführung war szenisch und musikalisch sorgsam vorbereitet und ließ kaum einen berechtigten Wunsch offen. Das Publikum ergötzte sich aufs beste und lachte nicht mit reichem, wohlverdientem Beifall.

Auch der seit Jahren hier nicht gehörte „Evangelimann“ des Österreicher Riendl fand freundliche Aufnahme. Zwar nach unseren heutigen Begriffen etwas langatmig und rührselig, hält sich dieses musikalische Schauspiel doch ganz in den Bahnen der Natürlichkeit. Mit Behagen sind die Volksszene im ersten und die Kinderzene des zweiten Aktes ausgesponnen, in ihnen liegt des Werkes größte Stärke. Seine Beliebtheit verdankt es in besonderem Maße der choralartigen Weise des Evangelimannes, die jeden empfänglichen Hörer ins Herz trifft. Auch dieses Mal wieder flossen reichlich Tränen. — Der Endserfolg steht und fällt mit der Darstellung der Titelrolle. Günther-Brauns hohe schauspielerische Begabung brachte ihn mit erschütternder Eindringlichkeit. Stimmlich ebenfalls gut disponiert, wußte er auch musikalisch zu gefallen.

Die Operette bescherte ein neues Produkt der Firma Jacobson und Saltenberg: „Der Tanz um die Liebe“, zu dem Oskar Strauß eine annehmbare Musik geschrieben. Aller Pomp und die geradezu raffinierte Aufmachung, die durch Hinzuziehung des Balletts des „Großen Hauses“ noch eine besondere Note erhielt, konnten über den Mangel an Geist und Inhalt nicht hinwegtauschen. Wenn man bedenkt, daß Spieloper und Operette doch immerhin nahe Verwandte sind und in diesem Zusammenhange etwa den „Wildschütz“ mit diesem „Tanz um die Liebe“ vergleicht, könnte man das Gruseln bekommen ob dieses Fortschrittes.

Ruhring.

Dortmund. Wie eine klingende Sintflut überschwemmt die edle Tonkunst unser Alltagsleben. Die Zahl der Konzerte und sonstiger musikalischer Veranstaltungen im Monat Oktober war einfach Legion. Das städtische Orchester brachte drei Sinfoniekonzerte. Im ersten hörten wir unter der temperamentvollen Leitung von Professor Ernst Wendel (Bremen und Frankfurt a. M.) Gustav Mahlers „5. Sinfonie in Cis-Moll“, in die ein Motiv aus seinen „Kindertotenliedern“ hineintönt, zum ersten Male. Das technisch sehr schwierige Werk wurde von unserem verstärkten Orchester klar und durchsichtig wiedergegeben. Dann erklang Mozarts schlichtes „Violinkonzert in A-Dur“, das unser neuer Konzertmeister Paul von Szent-Syörgyi mit reinem Tonempfinden abgerundet spielte. Den Schluß bildete Beethovens große „Leonoren-Ouvertüre Nr. 3“, die zu einer prächtigen Leistung sich auswuchs. — Im zweiten sahen wir Joseph Pembaur (München) am Dirigentenpulte. Er begann mit Marschners

graziösen „Moments musicaux“ und die unsterbliche „Unvollendete“. In allen drei Konzerten führte Herbert Schmidt (Dortmund) den Stab. Durch seine verständnisvolle Ausdeutung in Zeitmaß, Rhythmus und Linienführung erfuhren die Klangbilder sämtlicher Partituren eine wohlthuende und wirkungsvolle Gestaltung.

Das Neue Philharmonische Orchester gab in einem Sinfoniekonzert einen Mozart-Abend, von Dr. F. R. Duske mit seelischer Durchdringung und feinem Gefühl gut gestaltet. Konzertmeister Franz Dolly bestritt das Violinkonzert Nr. 4 in D-Dur mit schönem Gelingen, und Anneliese Duske sang einige Mozartsche Weisen mit hübschen warmen, etwas zarten Mitteln.

Der Dortmunder Musikverein veranstaltete eine Aufführung von Haydns „Jahreszeiten“ mit Musikdirektor Emil Bohnke (Berlin) am Pulte, unter dessen Leitung die farbigen Tonmalereien der Naturvorgänge weiches, plastisches Leben gewannen. Solistisch



200 Jahre Lauchhammer

Plakette zur Erinnerung an das zweihundertjährige Bestehen des Werkes

entworfen von dem Münchener Bildhauer Heinrich Moshage — Die Plakette wird von Kennern als ganz hervorragend geschildert

Ouvertüre zu „Hans Heiling“. Die Plastik seiner lebendigen Direktion gab ein lebensvolles Spiegelbild der Partitur. Dem etwas femininen „Zweiten Klaviertonkonzert in A-Dur“ von Liszt war er am Flügel ein intensiver Nachgestalter. Den Orchesterpart leitete Heinz Schmidt-Reinecke feinfühlig und sicher. Den Rest des Abends füllte Schuberts unvergängliche „C-Dur-Sinfonie Nr. 7“, in deren Auslegung Pembaur die ganze blühende Klangschönheit und Melodienfreudigkeit dieses Werkes hervorleuchten ließ. — Das dritte leitete wieder Wilhelm Sieben (Dortmund) mit dem ihm eigenen feurigen Schwung. Es ertönten die Ouvertüre zur Oper („Rübezahl“) „Der Beherrscher der Geister“ von Karl Maria von Weber, das stark von Liszt beeinflusste „Klaviertonkonzert G-Moll, op. 15“ des Italieners Giovanni Sgambati (Gerard Bunt) und die „3. Sinfonie in Es-Dur (Erdita) op. 55“ von Beethoven, die alle in vorzüglicher Darbietung durch Orchester und Dirigent gegeben wurden.

Hierzu gesellten sich drei Volkstümliche Sinfoniekonzerte. Das erste galt Mozart: die Ouvertüre zu „Figaros Hochzeit“, das „Menuett aus der Es-Dur Sinfonie, genannt die „Jupiter-Sinfonie“. — Das zweite war dem Andanten des Walzerkönigs Johann Strauß gewidmet und das dritte brachte Schuberts Ouvertüre zu „Rosamunde“, das Andante aus der „Tragischen Sinfonie“ (C-Moll), seine

ragten dabei hervor Rose Walter, August Richter und Albert Fischer.

Unter den Einzelkonzerten seien erwähnt: Die Konzertdirektion Robert Schirmer mit einem Arien- und Liederabend des Kammerängers Hermann Jablokter unter Begleitung des hiesigen Pianisten Kurt Haeser. Die Westfälische Konzertdirektion (L. Taube) mit einem Lieder- und Arienabend von Heinrich Schlusnus, musikalisch unterstützt von Franz Rupp (Berlin). Ein Hochrath-Abend, an dem Gerard Bunt eine selten gehörte Sonate, E-Moll, op. 75, des Russen Alexander Glazounow, sowie einige Stücke von Richard Strauß und Max Reger glänzend und poesievoll zum Ausdruck brachte. Als Solistin vermittelte Magdalena Reitemeier besetzt und anmutig Lieder von Kaspar Schmid (Karlsruhe), Richard Weh (Erfurt) nebst einigen sentimentalen Liedern des Rheinländers Wilh. Rinkens und Richard Strauß. Ein Beethoven-Abend unseres heimischen Pianisten Otto Heinemann, der die „D-Moll-Sonate, op. 81“, zu benannt „Les adieux“, die „Walstein-Sonate“ und die letzte, die Beethoven schuf, op. 111, in C, mit erstaunlicher Sicherheit rund und farbig zum Erlingen brachte. Auf wissenschaftlichem Gebiete bewegten sich die Vorträge des bekannten Kaplans Fehsel (Berlin) über den Dichterphilosophen

Friedrich Nießche, des Privatdozenten der Gesellschaft für Volksbildung (Berlin) Leo Erichsen über „Grenzfragen des Ueberfünftlichen“ oder „Rätsel unseres Seelenlebens“, des Universitätsdozenten Dr. Schmitz (Bonn) in der Volkshochschule über „Die deutsche Spieloper von Dittersdorf bis Wagner“ und des Dichters Heinrich Mann über Frank Wedekind und seine eigenen Dichtungen. Zuletzt — aber nicht in der Qualität — sei noch des Generals von Lettow-Vorbeck gedacht, der mit der hochinteressanten Schilderung seiner Erlebnisse in Afrika während des Weltkrieges hohe, vaterländische Gedanken erweckte.

Fritz Reuter.

Dreisitätstheater Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. Schauspiel. Leo Lenz' Komödie „Heimliche Brautfahrt“ ist mit gutem Gefühl für Bühnenwirkung geschrieben. Eine burleske Prinzessin erjagt sich in Männerkleidung ihren fürslichen Bräutigam. All die unwahrscheinlichen und komischen Situationen mit ihren Irrungen und Verleumdungen, die sich hieraus ergeben, versehen von Anfang an die Zuschauer in Laune, die bis zum Schlusse anhält. Hans Reinhardt war ein sorgsamer Regisseur und vorzüglicher Typ eines schwachhaften Hofbarbiers. Marie Wendt als Prinzessin beherrschte in sicherem und geschicktem Spiel die mannigfachen Situationen ihrer wandlungsvollen Rolle.

Während Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ mit seinen Zustands schilderungen von der Zerrüttung innerhalb einer Familie heute fast nur noch die Wirkung eines Literaturerzeugnisses hervorruft, läßt sich aus seinem Scherzspiel „Schluck und Jau“ doch noch einiger Erfolg herausholen, trotzdem auch hier sein Mangel für wirklichen Humor und Komik, seine Schwäche, übernommenen Stoffen eigenes Leben zu geben, offensichtlich zutage tritt. Josef Stein als Fuhrmann Henschel und Ingrid Saarström als Hanne Schäl boten beachtenswerte Leistungen, wenn auch bei Stein die Linie der psychologischen Entwicklung nicht ganz durchlaufend und klar herauskam und Ingrid Saarström die Hanne Schäl mehr als ein freches denn als ein brutales Weibsbild verkörperte. Der Spielleiter Hans Reinhardt und die Darsteller ernteten für ihre Mühe lebhaften Beifall. „Schluck und Jau“ soll nach des Dichters Worten als ein derbes Stücklein, als einer unbeforgten Laune Kind genommen werden. Darauf hatte sich die Regie von Hellbach-Rühn geschickt eingestellt. Die Wirkung des Stückes beruht eigentlich auf dem Kontrast der Paare von Rand-Sidjellil und Jau-Schluck. Aber stets werden Schluck und Jau, die von Hans Reinhardt und Richard Rinner im richtigen Ton und treffendem Spiel gegeben wurden, diese vom Dichter ungenügend scharf gezeichnete Absicht verwischen müssen. Besondere Anerkennung verdienen die von Gustav Singer geschaffenen eindrucksvollen und farbenfrohen Bühnenbilder.

Eine dankenswerte Tat bedeutete die Aufführung des Dramas „Rain“ von Anton Wildgans unter der Regie von Dr. Kurt Sommerfeld. Während Wildgans in seinen mit starkem Erfolg aufgeführten Werken „Armut“, „Liebe“ und „Dies irae“ vor allem mit starken dramatischen Problemstellungen arbeitet, bringt er im „Rain“ unter Verzicht auf diese Publikumswirkungen echte und wahre dichterische Schönheiten. Die vorzügliche Wiedergabe des Dramas durch Erich Werder (Rain), Martin Brandt (Abel), Josef Stein (Adam) und Lily Sandor (Eva) hielt die Zuschauer gefangen und rief ehrlich gemeinten Beifall hervor.

Operette. Die Aufführung der „Czardasfürstin“ mit ihrer ansprechenden, gut rhythmisierten, dabei leicht fahlichen Vertonung von Kalman, der das von Schulke-Markert geführte Orchester selten gut gerecht wurde, hatte unter Paul Lieberts Regie, die einen bis in jede Einzelheit eingehende, peinlich saubere und verständnisvolle Vorarbeit aufwies, einen starken Erfolg. Vor den geschmackvollen Bühnenbildern von Hasse, die auch ohne den jetzt leider üblichen unerhört kostspieligen Prunk der Ausstattungsrevuen stets eindrucksvoll wirken, unterzogen sich die Spieler mit sichtbarer Freude und Stimmung ihrer Aufgabe. Paul Hellmuth Schüller als Graf Boni Rausciann verdient ganz besonderes Lob: er zwang die Zuschauer durch die unerschöpfliche Komik seines bei aller ungezwungenen Leichtigkeit sein berechneten Spieles immer von neuem zum Lachen.

Lissy Alenz in der Titelrolle bot eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Leistung; sie durchlief die mannigfachen Stimmungen ihrer gefanglich und schaupielerisch nicht leichten Rolle in geschickter, stets feiner und unaufdringlicher Weise.

Wenn man beim „Dreimäderhaus“ sich auch einer gewissen Wehmut über die besonders in den Übergängen hervortretende Vergewaltigung von Schuberts Musik nicht erwehren kann, so freut man sich doch immer wieder über seine „singenden, klingenden, Fröhlichkeit bringenden, Herzen bezwingenden“ Wiener Lieder, die allein diesem Singspiel Erfolg und Lebensdauer verleihen. Man läßt sich gerne an die treuen Freunde Schuberts erinnern, an den Hofopernsänger Michael Vogl, der bereits 1818 der erste und dazu noch ein vorzüglicher Interpret der Lieder des so schüchternen, weltfremden, den Realitäten des Lebens nicht gewachsenen Komponisten war, an Franz von Schöber

und M. von Schwind, die sich Schubert so anhänglich erwiesen. Eugen Nusselt verkörperte Schubert recht ansprechend. Die Mäste und das Spiel waren gut, die geschulte, sichere, wenn auch im Umfang nicht reiche Stimme des Sängers wirkte eindrucksvoll und sympathisch.

Man mag über den künstlerischen Wert der Operette urteilen wie man will: darüber kommt man nicht hinweg, daß gerade in unserer Industriegegend nach Stunden und Tagen harter und aufreibender Arbeit bei der wirklich einwandfreien Art, wie die Operetten geboten werden, die Aufführungen für viele Erholung und Entspannung bringen.

Verdohl. 3. Abend im Bildungsausschuß. Mancher Verdohler, der in den letzten Tagen Schlusnus als den meistgefeierten Sänger gehört hatte, wie er vor überfüllten Häusern in Nachbarorten seine Konzerte abgab, wird sicherlich mit gemischten Gefühlen zum 3. Konzertabend des Bildungsausschusses gekommen sein, an dem uns Professor J. von Raab-Brockmann aus seinem unerschöpflichen Liederreichtum einige kostbare Perlen bieten sollte. Und wie hat sich der Vergleich herausgestellt: Was Schlusnus seinen Hörern mit gewaltigen Stimmitteln frapierend, besonders bei Opernarien usw. vortrug, das man in förmliche Begeisterungstürme aufging, das übertrug Prof. von Raab-Brockmann ins Geistige. Was der Künstler uns schenkt, ist die Kunst im Dienste der Abklärung, im Dienst der Töne. Seine Kunst ist in allen treibenden Kräften ausgeglichen, in ihren Zielen niemals überpannt, in den Mitteln, die zu diesen klar erkannten Zielen führen, überall von derjenigen Feinsinnigkeit, die dem Lied gebührt. Sein Künstlerum liegt vornehmlich in der durchgeistigten Ausgestaltung von unversiegbaren, schöpferischer Darstellungskraft. Man muß immer wieder gespannt folgen: wie er z. B. in dem „Wanderer“ den bängenden Seufzer „Wo“ formt, so formt er jedes der wundervollen Schubert- und Schumann-Lieder, sowie die Loewe-Balladen zu Rabinettstücken höchster Kunst. In seiner ihn begleitenden Sattin Lena Wolde hatte von Raab-Brockmann eine hervorragende Stütze, deren ausdrucksvolles persönlich gefärbtes Spiel in innerer Verschmelzung mit des Partners Gesang den musikalischen Gehalt des gesungenen Wortes trefflich ergänzte und an der aufrichtigen, begeisternden Anerkennung der Hörer verdienten Anteil hatte.

Wandervogel. Seit 25 Jahren lebt der Wandervogel. Erst war's wirklich nur ein Wandern, beim Durchziehen der weiten deutschen Lande offenbarte sich dem leuchtend frohen Auge die Seele der Heimat. Nun kamen die Lieder, die lustigen, kampfmütigen, und dann ganz leise erst — des Volkes alte Liebesweise. Mit ihnen kamen die Mädel, und die Lauten und Klampfen und die bunten Bänder und die Tänze und farbenfrohen Kleider. Da ward deutsche Jugendbewegung! — Bewußtsein erwachte, daß etwas entstanden aus dem Schoße der Heimat geboren war nach göttlichem Willen, das dem öden Grau, der verantwortungslosen Oberflächlichkeit, den Modetoren, dieser todtranken und doch so lächerlichen Zeit, das dem Rastengeiste und dem wesenlosen Intellektualismus feindlich war. Selbst gestaltet, selbst für sich verantwortlich sein wollte diese Jugend. So kam sie oft in Gegensatz zur Familie, Schule, Kirche, die sie nicht verstanden und ihr auch heute vielfach noch verständnislos und ahnungslos gegenüberstehen.

Und als die Heimatseele wieder verstanden, die blaue Blume gefunden war, da wurde die Jugend sehend. Sie erkannte die tiefe Not, die kulturlose Nacht, in die das deutsche Volk, ja die ganze Menschheit gesunken war.

Für die Jugend aber kam nun die Zeit des Grübelns und Sinnens um Erlösung. Bei den Heranreifenden wurde aus der lichten Fröhlichkeit oft stiller Ernst. Und dann wuchsen Erkenntnisse heraus, gefördert von großen Meistern, denen Allwater, der ewige kosmische Wille, weises Wissen gab.

Die Jugendbewegung war inzwischen nicht nur in die Tiefe, sondern auch in die Breite gegangen. Viele, die nicht miterlebt, nicht mitergeungen hatten, konnten die Erkenntnisse nicht fassen, die notwendig sich ergebenden Schlüsse nicht ziehen, nicht das Leben sich nach ihnen formen und meistern. Manchen auch machte die Erkenntnis — und das ist die große Tragik — zum Feinde seines eignen Seins. Da setzten dann die schweren Jahre der „Problematik“ für die Jugendbewegung ein. Verwirrungen entstanden von neuem und die trüben Geister der alten, sterbenden Zeit setzten alles daran, die aufsteigende Sonne wieder zu verdunkeln. Schwere Krankheit befiel die Jugendbewegung, mancher sagte sie schon tot. Die Wirrnisse der Kriegs- und Revolutionsjahre steigerten das Fieber. In wütendem Kampfe lagen viele Richtungen miteinander, ein getreues Abbild der lächerlich-unsinnigen Parteien der alten Zeit. Tausende von Nachäffern hatten sich inzwischen eingefunden, die die reine, freie Art des Wandervogels zum Deckmantel ihrer zügellosen Niedrigkeit benutzten. Wir sehen und hören sie leider immer noch durch die Heimatwälder lärmern.

Und das Volk, dem unsere Liebe, unsere Arbeit galt? Es kann nicht unterscheiden; der Begriff Wandervogel ist bei ihm fast zum Schimpfwort geworden.

Soll das nun so bleiben, war alles nur ein Traum, ein Nichts, all die siegesfrohen Hoffnungen? Nein, das wird nicht so bleiben. Die Krisis

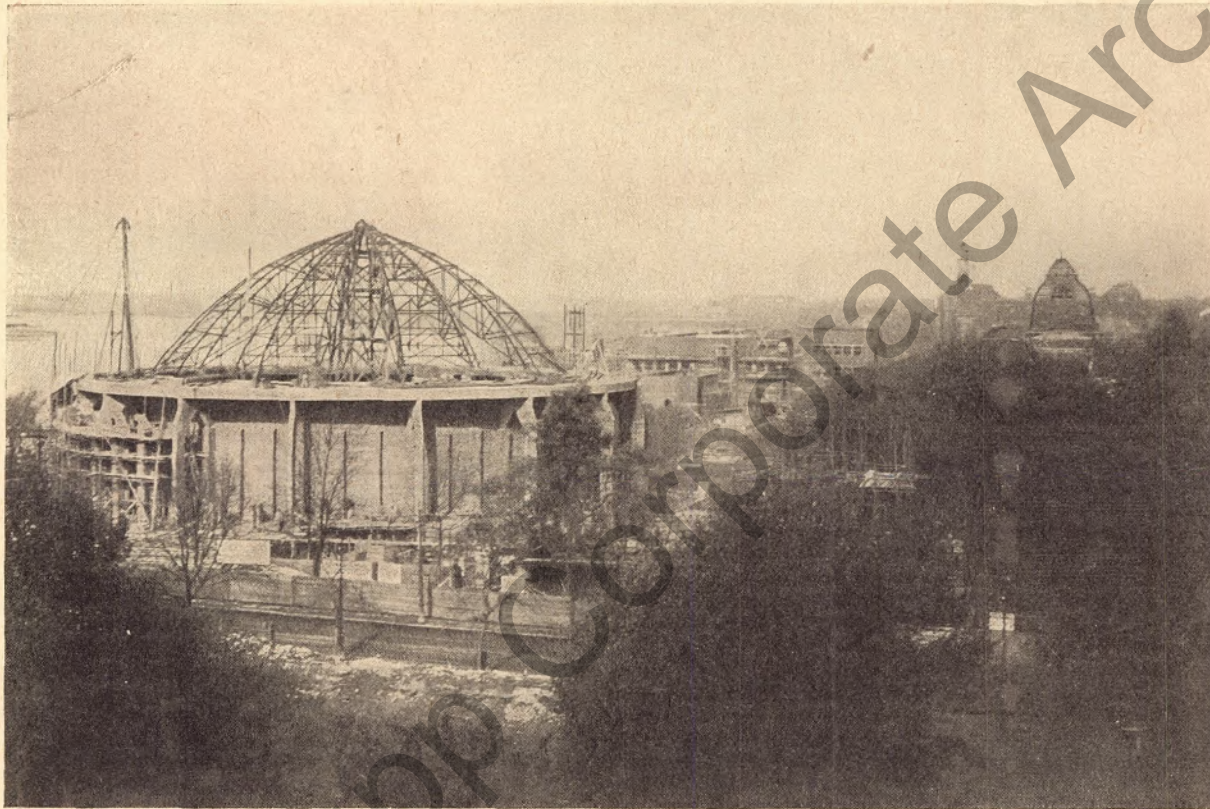
ist schon überwunden. Der Kampf um Wahrheit und Reinheit hat eingesezt, und die deutsche Jugendbewegung weiß, daß sie alle geistlichen, höhnenden, niederzerrenden Mächte, die dem Volke seine Befreiung, sein Wiedererwachen zum eignen Wesen nicht gewähren wollen, mit seiner Liebe und der Kraft seines erkenntnistlären Wissens siegreich niederringen wird.

Im Paradies der Flußpferde. Von Prinz Wilhelm von Schweden. Ein Kapitel über das Tierparadies im Süden des Eduardsees wäre nicht vollständig, wenn es nicht auch mit ein paar Worten auf das Leben in den Flüssen einginge. Denn wenn die Steppe das gelobte Land der Antilopen und Löwen ist, kann der Rutschuru mit gleichem Recht das gelobte Gewässer der Flußpferde genannt werden.

Ich habe dieses vorzeitliche Geschöpf fast überall in Afrika beobachtet, in der Keniakolonie, in den Seen des Großen Grabens und am Nil, aber nirgends zeigten sie sich so furchtlos wie hier, und kein Gewässer

auf. Er gähnt und gähnt, bis das Maul einen stumpfen Winkel bildet, und man meint, die Kiefer müßten längst ausgerenkt sein. In dem breiten so entstehenden Abgrund schimmert die Zunge dick und rot zwischen den Zähnen hindurch, die aus Wänden herausgewachsenen Tropfsteinen ähneln. Er läßt sich Zeit und genießt das Vergnügen des Gähnens so lange wie möglich. Dann grunzt er ein paarmal im Genuß der Sorglosigkeit seines Daseins, klappt endgültig das Klavier zu und sezt seinen unterbrochenen Schlummer auf der Bank fort, wenn die Lust nach einem Bad nicht plötzlich über ihn kommt, wo er sich dann gemächlich in das laue Wasser hinabläßt, aus dem bald nur Ohren und Augen herauschauen. Spielerisch spritzt er einen feinen Wasserstrahl hoch in die Luft und verschwindet ganz und gar. Nur ein paar Wasser-ringe deuten die Stelle an, wo der Riesenkopf eben noch auftauchte.

Stundenlang kann man die Tiere beobachten, ohne sich gelangweilt zu fühlen. Wie die spielenden Jungen großen runden Ferkeln gleichen, wenn sie sich im Schlamm wälzen, wie sie sich mit ihren breiten Müulern



Das Planetarium in Düsseldorf im Bau

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

enthielt in dem gleichen kleinen Bezirk so viele Exemplare. Nirgends bin ich ihnen so nahe gekommen und habe mich an ihrem plumpen Spiel ergötzen können wie am Rutschuru.

Und doch, wie anders sah sich dies vor etwa zehn Jahren an!

Als Graf Erik von Rosen den Platz im Jahre 1912 besuchte, gab es dort, wie er schreibt, Herden von über hundert Tieren. Wie mag der Fluß noch früher ausgesehen haben? Er muß einem großen Ameisenhaufen von Dickhäutern geglichen haben.

Jetzt aber sind die Herden kleiner geworden. Trotz wiederholter Besuche der günstigsten Stellen konnten wir niemals mehr als fünfzig Stück in einer Herde beobachten, meist nur zwanzig bis dreißig. Aber auch das genügt, wenn man bedenkt, daß die Wasserfläche an vielen Orten kaum breiter als zwanzig bis dreißig Meter ist. Deshalb kann man sich auch an die Tiere im Schutz des Graßes und des Papyrus, die die Ufer bedecken, ganz nahe heranschleichen. Ja, fünf Meter war das nächste, was mir gelang.

Es ist ein Schnaufen, Grunzen, Prusten ohnegleichen. Überall tauchen die ungeschlachten Köpfe über dem Wasser auf, mit ihren spitzen Ohren, ihren kleinen, lustig in der Sonne blinkenden Schweinsaugen und schrägen Nasenlöchern, durch die das Wasser ständig zu rinne scheint. Oder die Tiere sind auf irgendeine Sandbank geklettert, räkeln sich faul in der Sonne und lassen die kleinen flinken Madenhader auf ihren Rücken nach Insekten suchen. In kompakten Haufen stehen sie Körper an Körper, reiben die Flanken gegeneinander oder lassen ihre schweren Köpfe auf dem Widerrist des Nachbarn ruhen. Hier und da sperrt ein alter Bulle seinen gewaltigen Rachen zu einem Retordgähnen

schubsen, wie die Eltern ihnen hier und da einen ordentlichen Puff geben, wenn sie zu frech werden und den heiligen Frieden des Mittagsschlafens zu stören drohen. Der Filmer hatte viel Arbeit, und die Kamera war ein paar Tage lang ununterbrochen im Gebrauch. Mit untrüglicher Schärfe und nie täuschendem Auge nahm sie von diesem Idyll Szenen auf, die sich seit der Tertiärperiode unverändert erhalten haben dürften, abgesehen natürlich von der Anzahl der Tiere.

Weshalb sind diese Herden so unerhört zusammengeschmolzen? Ein Flußpferd tut dem Menschen ja niemals etwas zuleide.

Die Erklärung liegt teils in dem rücksichtslosen Morden mancher Elfenbeinjäger, teils in dem Nahrungsbedürfnis der Rutschuru-Garnison während der Kriegsjahre und schließlich in dem Verlangen der an der Flußmündung wohnenden unzuverlässigen Eingeborenen nach diesem Fleisch, das sie für besser halten als das feinste Roastbeef der Welt. Auch bietet die Jagd nicht die geringste Schwierigkeit. Wenn das Tier auf das Land steigt, so gibt es ein Ziel ab wie eine mittlere Tischplatte. Das muß ja ein Kind treffen, wenn die Entfernung nur 10 oder 20 Meter beträgt. Allerdings muß die Kugel oder der Speer die rechte Stelle treffen, um tödlich zu wirken. Aber die Flußpferde sind so wenig scheu, daß man sie so lange beschießen kann, bis man einen Volltreffer erzielt. Anders ist es vom Kanu aus. Dann kann die Jagd schwer und gefährlich werden. Das Wasser schützt den Körper bis auf die Stirn, und oft genug ist es vorgekommen, daß die leichten Eingeborenensfahrzeuge von einem spielerischen oder rachsüchtigen Dickhäuter umgetippt wurden.

Offenbar ist es höchste Zeit, die Jagd auf die Herden im Rutschuru ganz zu verbieten. Sonst werden sie in ein paar Jahren vollständig

ausgerottet sein. Wer Flußpferde schießen will, kann dies im See tun, gleichviel ob er Verlangen nach dem Fleisch, dem Fett oder den Häuten als Trophäen hat. Aber laßt den Fluß in Frieden!

In den Nächten spazieren die Ungeheuer am Land umher, um zu weiden. Sie haben ihre bestimmten Steige, die vom oder zum Gewässer führen und die im Schilf und Gras richtige Labyrinth bilden können. Oft hört man sie weit draußen auf der Steppe, und eines Abends stand ein solcher Kolosß ganz dicht bei meinem Zelt und grunzte im Mondschein. Erst als die Neger anfangen, wie verrückt zu schreien, und die Astartis mit Gewehren herbeieilten, fand er es für gut, langsam und würdig friedlicheren Weidegründen entgegenzustapfen. Wenn sie sich des Nachts so betragen, kann man sich nicht wundern, daß sie sich am Tag beim Gähnen beinahe die Kiefern ausrenten.

Dem Entgegenkommen des Verlags Brochhaus, Leipzig, der sich durch seine trefflichen Reisewerke auszeichnet, verdanken wir die Bekanntschaft mit dem soeben erschienenen Buch „Unter Zmorgen und Gorillas“ von Prinz Wilhelm von Sachsen geb. M. 9.50). Es ist ein überaus liebenswürdiges Buch, das in ein auch heute noch wenig bekanntes Gebiet Innerafrikas führt. Der alte Zauber der afrikanischen Steppe, der großartigen Gebirgsnatur und des Urwaldes, mit Zmorgen und Gorillas, spricht aus dem Buch. Die abgedruckte Textprobe wird unsern Lesern willkommen sein.

Vor Gericht zu stehen ist kein Vergnügen. Mag man als Angeklagter mit gutem oder schlechtem Gewissen, als Zeuge oder als Sachverständiger geladen sein, man findet sich nicht zurecht in dem Labyrinth von Paragraphen und Instanzen, durch das nur Richter und Anwälte den Weg kennen. Da bringt die soeben erschienene vierte Lieferung des „Kleinen Brochhaus“ in der Übersicht „Gerichtswesen“ eine leicht verständliche graphische Darstellung des Instanzenweges und der Zuständigkeit der verschiedenen Gerichtshöfe. Wir sehen auf einen Blick, vor welches Gericht eine Angelegenheit gehört und wie das Verfahren läuft. Auch sonst bringt die neue Lieferung, die mit „Gelenkrheumatismus“ beginnt und mit „Impfung“ endet, viel Interessantes und Wissenswerthes. So lernen wir das Horoskop Wallensteins kennen, erfahren, daß ein Grönlandwal bis zu 30 000 Kilo Speck zu liefern vermag, daß in Transvaal mehr Gold gefunden wird als in der ganzen übrigen Welt, daß die Gitarre zuerst durch die Mauren nach Spanien gebracht wurde usw. Die ganze Weltgeschichte von den frühesten Zeiten bis zur unmittelbaren Gegenwart, vom Ägypterkönig Menes bis zum Reichspräsidenten Hindenburg wird uns auf drei Seiten komprimiert vorgeführt. Besonderes Interesse dürften ferner zwei Übersichten, „Genossenschaften“ und „Gewerkschaften“, erwecken, die beide ein klares Bild von Entwicklung und Aufbau dieser wichtigen Faktoren in unserm sozialen Leben vermitteln. Daß die ältesten deutschen Gewerkschaften die der Buchdrucker und Tabakarbeiter sind, die vor 60 Jahren gegründet wurden, dürfte den wenigsten bekannt sein. Die Tafeln „Himmelskunde“ und „Heimstätten“ werden dem wertvollen Werk viele neue Freunde werben; die 34 fein ausgeführten Abbildungen der Tafeln „Kunsthandwerk“, ein farbiges Beispiel für „Glasmalerei“ sowie zahlreiche gute Wiedergaben bekannter Gebäude lassen das Herz jedes Kunstkenner höher schlagen. Durch geschickte Schriftanordnung konnte auf engstem Raum eine gewaltige Menge Wissen vereinigt werden. Der Druck ist sehr klar und leicht lesbar, das Papier ist ausgezeichnet. Der „Kleine Brochhaus“, der insgesamt zehn Lieferungen umfassen soll, liegt jetzt fast zur Hälfte vor. Subskriptionen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Die Japaner hatten sich bis vor etwa 60 Jahren völlig von der Welt abgeschlossen; nur den wenigsten Europäern gelang es, die Inseln der aufgehenden Sonne zu betreten. So wissen wir heute über die Vergangenheit des Landes verhältnismäßig wenig. Daß aber Kunst und Kultur schon auf eine lange Vergangenheit zurückzusehen können, sehen wir aus den vielen prachtvollen Kunstwerken, die, obwohl viele Jahrhunderte alt, heute noch dem Lande ihr Gepräge geben. Wie wir dem „Kleinen Brochhaus“ (die fünfte Lieferung ist soeben erschienen) entnehmen, hat Japan schon lange vor uns eine hochentwickelte Kunst besessen, und zwar bereits im 7. Jahrhundert. Chinesen und Koreaner führten damals große Bauten auf, Tempel, Klöster, Paläste sowie herrliche Buddhafiguren, die der Besucher des Landes heute bewundert. Die Malerei der Japaner hat von Anbeginn an ihre Eigenart bewahrt. In erster Linie befaßte sie sich mit Darstellungen aus Sage und Geschichte des Landes. Ein japanisches Gemälde sieht sehr zart aus, denn der Japaner malt nicht auf Leinen oder Holz, sondern auf Seide oder dünnes Papier. Wenn das Bild, der sogenannte Rakemono, fertig ist, wird es nicht eingerahmt, wie bei uns, sondern mit Brokaten umsaumt und zwischen zwei wagerechte Holzstäbchen gespannt; der Rakemono kann zusammengerollt aufbewahrt werden, wenn man nicht vorzieht, ihn im Zimmer aufzuhängen. Der „Kleine Brochhaus“ bringt eine schöne farbige Wiedergabe eines Rakemonos. Besonders interessant sind die Erzeugnisse des japanischen Kunsthandwerks, wie die Netzfische (sprich: Netze), in Holz oder Elfenbein geschnitzte kleine Bildwerke, die vor allem Gestalten aus der japanischen Mythologie darstellen, No-Masken, Goldlackmalereien usw.

Man mag auch die fünfte Lieferung des „Kleinen Brochhaus“ aufschlagen, wo man will, man findet überall interessante Anregungen;

und man mag suchen, was man will, man bekommt überall eingehend Auskunft. Auf 4 Seiten zusammengedrängt finden wir ein vollständiges Bild der Kunstgeschichte aller Länder und Völker, von der ägyptischen und babylonischen Kunst bis zum Expressionismus eines Kokoscha, Pechstein und Van Gogh. Eine weitere Übersicht „Infektionskrankheiten“ gibt genaue Angaben über Krankheitszeichen, Übertragungsweise und Inkubationszeit sämtlicher ansteckenden Krankheiten. Außerdem erfahren wir, welche Körperteile betroffen werden, wieviel Prozent der Erkrankten sterben, welcher Bazillus als Erreger in Frage kommt, wann und von wem er entdeckt wurde usw. Ferner wird uns in einer übersichtlichen graphischen Darstellung ein klares Beispiel vom Aufbau eines Konzerns gegeben. Interessant ist auch eine Angabe im Artikel „Kraftfahrzeuge“, wonach es auf der ganzen Welt 15 1/4 Millionen Personenautos gibt, wovon 13 1/4 Millionen allein auf die Vereinigten Staaten von Amerika entfallen. Es ist wirklich erfreulich, daß der Verlag Brochhaus sich entschlossen hat, in einem einbändigen Handbuch auf engstem Raum alles Wissenswerte aus allen Gebieten zusammenzufassen. Alle, die nicht in der Lage sind, sich den vierbändigen Brochhaus anzuschaffen, werden gern zum „Kleinen Brochhaus“ greifen, zumal der Preis äußerst niedrig bemessen ist und durch das Erscheinen in zehn Lieferungen die Anschaffung erleichtert wird.

150 Jahre Bergakademie Clausthal. Die Feierlichkeiten aus Anlaß des 150jährigen Bestehens der Bergakademie Clausthal begannen mit einem Fackelzug der Studentenschaft zu Ehren des auscheidenden Rektors Professor Virdenbach und des neuen Rektors Professor Valentiner. Bei dem Festakt in Goslar überbrachte der preussische Minister für Handel und Gewerbe, Dr. Schreiber, die Glückwünsche der Staatsregierung. Mit Ehren, so führte er unter anderem aus, könne die Akademie auf die zurückliegenden anderthalb Jahrhunderte ihres Strebens und Wirkens zurückblicken, und mit Genugtuung dürfe sie im Buch ihrer Geschichte blättern. Da könne der Wunsch nur sein: Möge es so bleiben, möge der Geist wahrer Wissenschaft weiter in Clausthal walten für alle Zukunft. Was die Staatsregierung dazu beizutragen vermöge, der Akademie die Wege zu ebnen und ihr die Erfüllung ihrer Aufgaben zu erleichtern, werde geschehen. Die Staatsregierung habe ihn, den Minister, nicht mit leeren Händen nach Clausthal entsandt. Es sei seit langem der Wunsch der Akademie, über ein den Leibesübungen gewidmetes Gebäude, über eine Turnhalle zu verfügen. Die Mittel zu einer Turnhalle seien bereitgestellt. Der Minister gab der Zuersticht Ausdruck, daß die Clausthale Akademie weiter in Ehren bestehen werde und rief allen am Ehrentage der Akademie Versammelten ein herzliches Glück auf zu. Köln. Stg.

Das Gebet der Redakteure. Im Düsseldorfer Tageblatt finden wir folgende Mitteilung: Ein originelles Gebet für Redakteure katholischer Blätter hat Pater Gille, S. J., Herausgeber des „Catholic Herald of India“, verfaßt und veröffentlicht. Ein Gebet, das recht lebendig die Freuden und besonders die Leiden des arbeits- und dornenreichen Berufes der Journalisten zum Ausdruck bringt und an den hl. Franz v. Sales, den Patron der kath. Presse, gerichtet ist. In getreuer Übersetzung lautet es folgendermaßen: „Lieber Patron eines gequälten Standes! Gewähre uns, deinen Dienern, etwas mehr von deinem kritischen Geist und etwas weniger unseren Lesern. Verleihe unseren Abonnenten die Gnade der Nachsicht, um unsere Fehler nicht zu beachten, die Gnade des Lichtes, um unsere Verdienste anzuerkennen, die Gnade der Pünktlichkeit, um unsere Rechnungen prompt zu bezahlen. Mache sie weniger eingenommen gegenüber Tadel, weniger kritisch der Druckfehler wegen. — Bringe unsere vielen Gebieter, geistliche sowohl als weltliche, dazu, ihre Manuskripte zu mildern und nie zu drängen. Dann werden wir, deine getreuen Diener, unter deinem Schutze weidend, deine Schlachten mit fröhlichem Herzen kämpfen, den Wolf von der Tür und den Teufel von der Heide treiben und ewigen Frieden genießen. Amen!“ — Wir schließen uns dieser frommen Bitte unserer Berufsgenossen vom „Catholic Herald of India“ herzlich an. Dabei hätten wir in Deutschland noch einige Sonderwünsche, doch die wollen wir „nach Schluß der Redaktion“ dem hl. Franz v. Sales ganz persönlich anvertrauen. Wenn sie erfüllt sind, verraten wir sie unseren lieben Lesern!

Wir haben diesen hübschen Schriftsatz mit Vergnügen übernommen, weil es für alle Redaktionsverhältnisse passend ist. —

Wilhelm Leibl. (Zu seinem 25. Todestag.) Am 4. Dezember 1900 starb in Würzburg der charaktervollste und zu tiefst deutsche Maler des 19. Jahrhunderts: Wilhelm Leibl. Nach einem schweren, herben Leben, das in der zähen unermüdlichen Arbeit am Bilde des Menschen und in der Freude an der Jagd seinen ganzen Inhalt fand, ihn aber auch in der ewigen Forderung an sich und sein Werk bis ins Letzte ausschöpfte. Im Rheinland, in Köln 1844 geboren, sollte er, nach Besuch der Schule, Maschinenschlosser werden, hielt es aber nicht lange aus dabei und ging nach München auf die Kunstakademie, die seinem Genie das malerische Rüstzeug übermittelte. Das ein halb-

jähriger Aufenthalt in Paris noch vervollkommnete. Aber der gerade Menschenschlag Leibls und sein strenges Suchen nach weiterer Erfüllung und Erfassung des Menschen in seinen Arbeiten verleiteten ihn die damals in künstlerischen Dingen von Fant und Reid erfüllte Stadt. So ging er aufs Land, in die Dörfer der Umgebung, zu den Bauern, deren Lebensart ihm mehr entsprach, und hier wurde in den siebziger und achtziger Jahren in emsiger, rastloser Tätigkeit, fast ohne ein Echo in der Mitwelt zu finden, Leibl der große Maler jener sachlichen Menschenbildnisse, die ihren Sinn in ihrer Wahrhaftigkeit und Lebenstreue und ihren Wert in der unerhörten, eben ganz einzigartigen, rein malerischen Wiedergabe ihres Inhalts finden. Alfred Rethel, dem Zeichner des 19. Jahrhunderts, steht in Wilhelm Leibl der Maler gegenüber, beide in der Weise die stärksten Geister ihrer Zeit, wie Dürer und Holbein es im 15. Jahrhundert gewesen sind. Spät erst fand Leibl einen Käufer und Freund in Berlin, der ihm den wirtschaftlichen Druck abnahm und der ihm das Holland des 17. Jahrhunderts, Frans Hals, Vermeer, Rembrandt zeigte, deren malerischen Gehalt Leibl in seiner Zeit — und in seinem geistigen und menschlichen Format nur er allein — zur Erscheinung bringt. Seiner grundehrlichen, eindringlichen Gestaltungskraft ist die Volkstümlichkeit versagt geblieben, aber er wird immer überzeugen, und die 25 Jahre, die uns von ihm trennen, haben uns sein Bild klarer, wertvoller, zwingender gemacht. „Ich male den Menschen, wie er ist, da ist die Seele ohnehin dabei“, sagte er selbst von seinen Bildern, und diese deutsche Arbeitsgesinnung, die sauberes Handwerk mit reinem Herzen schuf, spricht auch aus dem Werte, das wir in diesem Heft abgebildet haben und das eine seiner reifsten Schöpfungen ist.

Die „Dorfpolitiker“ (von 1876/77), wie sie der Volksmund einer erzählerisch anekdotischen Zeit so nannte, obwohl der Meister selbst keinen Titel für sein Bild fand, weil diese fünf Menschen ihm eben Ausdruck des Bauerntums überhaupt waren, weil seine Kunst der Menschenbildnisstellung sich in ihnen zu einer Größe von ewiger Gültigkeit gesteigert hatte, weil sein Inhalt, der deutsche Bauer, hier seine endgültige Form gefunden hatte, sind das eine Meisterwerk seines gefestigten Stils.

Dr. St.

Unser Titelbild ist eine Wiedergabe des hübschen Gemäldes von C. G. Hellqvist.

Königsberger Frühjahrsmesse. Die Bedingungen für die Beteiligung an der 12. Deutschen Ostmesse (14.—17. Februar), die nach Fühlungnahme mit dem Ausstellerverband festgesetzt wurden, tragen der heutigen Wirtschaftslage weitgehend Rechnung.

Eben Hedin auf der „Gesolei“. Eben Hedin, der schwedische Forscher, der zu einem Vortrag in Düsseldorf wollte, stattete der werdenden Großen Ausstellung einen Besuch ab, um sich selbst ein Bild zu machen von den Fortschritten dieses großen deutschen Wertes, über das man auch in Schweden viel spricht. Auf einem Rundgang durch das Baugelände und die Modellbildnerei hatte der große Forscher Gelegenheit, sich ein Bild zu machen von der Großzügigkeit des ganzen Bauplanes. Dr. Eben Hedin erfaßte die weitgehende ideelle und wirtschaftliche Bedeutung der großen Gesundheitsausstellung für den Wiederaufbau des deutschen Volkes, an dessen Zukunft der Forscher, wie er in der Tonhalle gesagt, trotz des verlorenen Krieges fest glaubt. Seine Freundschaft für alles deutsche Wesen zeigte sich auch wieder bei dieser Besichtigung, bei der er reslos seiner Bewunderung für das bereits Geschaffene Ausdruck gab. Wie lebhaft das Interesse Eben Hedins für die Große Ausstellung ist, geht daraus hervor, daß er im Jahre 1926 persönlich nach Düsseldorf kommen will zum Besuch der „Gesolei“.

Täglich drei Kongresse. Die Einwohner der Kunst-, Garten- und Ausstellungstadt Düsseldorf haben jetzt ein schweres Dasein. Immer erregter tobt der Kampf der Meinungen, ob die vielgenannte Große Ausstellung 1926 für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen, deren massive Gebäude am Rhein wie Pilze aus der Erde schießen, ein großer Wurf oder ein großer Reinfall werden wird. Viele Pessimisten melden sich, die sich nicht aufrufen können zu einem Glauben an die Güte des eigenen Wertes, und überschreien die besserorientierten und daher optimistischer eingestellten Menschen. Wozu denn solche Vergeudung edler Kräfte im nutzlosen Meinungskampf? Ein kleines Rechenexempel spricht lauter für die gute Sache als lange lärmvoll geführte Reden. Die Ausstellung wird etwa 100 Tage ihre Tore geöffnet halten, über 100 Kongresse sind für diese Zeit bereits angemeldet, jeder Kongreß dauert durchschnittlich drei Tage, da fallen also auf jeden Ausstellungstag drei Kongresse. Jeder Mensch weiß, welch reges Leben Kongresse mit sich bringen und jede Stadt freut sich, einige im Laufe des Sommers in ihren Mauern beherbergen zu können. Nun rechne man es sich einmal aus, was das bedeutet, täglich drei Kongresse während des ganzen Sommers in Düsseldorf! Auch der schwärzeste Pessimist muß hier zu einem weißen Optimisten bekehrt werden.

Die in unserem Novemberheft abgebildete Marmorbüste Friedrich des Großen ist das Werk des Prof. Emil Cauer, Berlin NW, Brückenallee 29.

Technische Gedenktage für Dezember

3. 12. 1892. Bei Siemens & Halske in Charlottenburg ist die erste mit Drehstrom fahrende elektrische Eisenbahn fertiggestellt.
5. 12. 1881. Max Langer, der Erbauer des ersten automatischen Überlandfernspreknetzes der Welt, in Berlin geboren.
7. 12. 1835. Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahnlinie zwischen Nürnberg und Fürth.
10. 12. 1902. Eröffnung des großen Nilstaubeckens bei Assuan in Ägypten zur Förderung des Baumwollanbaus.
13. 12. 1853. Werner Siemens zu Lenthe bei Hannover geboren.
14. 12. 1906. Auf der Germaniawerft in Kiel läuft das erste Unterseeboot vom Stapel.
15. 12. 1832. Gustav Eiffel, der Erbauer des Eiffelturms in Paris, in Dijon geboren.
15. 12. 1898. Eröffnung der elektrischen Schnellbahn zwischen Düsseldorf und Krefeld.
16. 12. 1883. Patent für schnelllaufenden Explosionsmotor mit Glührohrzündung und hoher Kompression für Gottlieb Daimler.
17. 12. 1903. machen die Brüder Wright in Kitty-Hawk in Amerika den ersten Gleitflug mit einem Flugzeug mit eingebautem Motor. Die Fahrt dauerte 12 Sekunden — das erstemal, daß eine mit einem Menschen besetzte Maschine schwerer als Luft sich aus eigenen Kräften und im freien Flug erhob.
19. 12. 1902. Die erste funktentelegraphische Verbindung nach Amerika durch Marconi.
23. 12. 1823. Carl Rabitz in Halle geboren, der die bekannten Rabitzwände erfand.
23. 12. 1732. Der Barbier Richard Arkwright in Preston geboren. Er erfand die erste Baumwollspinnmaschine, die bis heute in ihren Grundzügen noch nicht verbessert ist.
23. 12. 1801. Joseph Maria Jacquard (geboren am 7. Juli 1752 zu Lyon, gestorben am 7. August 1834 in Quillins) nimmt das Patent auf den Musterwebstuhl, der in kurzer Zeit riesigen Erfolg erzielte.
24. 12. 1801. Richard Trevithick (geboren am 13. April 1771 in Illogan in Cornwall, gestorben am 22. April 1833) hat am Weihnachtsabend des Jahres 1801 mit Hilfe eines Dampfwagens, „Captain Dicks Puffer“, zum erstenmal Personen durch Dampfkraft befördert. Dann hat er 1804 die erste Eisenbahnlokomotive fertiggestellt.
24. 12. 1877. Patent auf den Phonograph für Thomas Alva Edison in Amerika. Er erfand die Kohlenfadenglühlampe, das Mikrophon, Arophen, Megaphon, den Zugstelegraph, das Kinetoskop, den Mimeograph, den Nidelaktumulator usw.
29. 12. 1800. Charles Goodyear in New-Haven (Nordamerika) geboren. Er erfand aus einer Mischung von Kautschuk mit Schwefelblüte den temperaturbeständigen Hartgummi.
29. 12. 1872. Louis Haniel, Franz Haniel und Heinrich Lueg gründen die Firma Haniel & Lueg, Maschinenfabrik, Eisengießerei und Hammerwerk in Düsseldorf.
30. 12. 1857. Max Mannesmann in Remscheid geboren. Er erfand das bekannte Röhrenwalzverfahren.

Joseph von Lauff, der Dichter des Niederrheins

Zu seinem siebenzigsten Geburtstag am 16. November

Von Dr. Heino Schwarz

„Kommt alle, reicht mir die Hände und geht mit mir! — ich führe euch in das niederrheinische Land . . .“

An den Eingang seines Romanes „Die Tanzmamsell“ hat Joseph von Lauff, der nunmehr Siebzigjährige, diese Worte gestellt. Er hätte sie schon 1902 vor „Kärreliet“, hätte sie von da an immer wieder auf die erste Seite seiner Romane setzen können, denn von jenem Jahre an hat er stets von neuem den Schritt in die Heimat, in das Land, „von dem er nicht sagen kann, warum es so schön ist, und wo ihm immer das Herz schlägt“, in die Weite um Calcar und Wissel gelenkt, hat in ihm Menschen ihr Geschick erleben und erleiden lassen, die Kinder des Niederrheins sind, die, aus seiner Stille gewachsen, hinter tantigem und hartem Gesicht ein Herz bergen, das heiß und selbstsam eigenwilligen Schlages pocht!

Lauffs Menschen, Männer und Frauen, wurzeln in heimischer Erde.

Da sind die Bewohner des weiten Landes, die Niederungsbauern, die prozigen Hof- und Mühlenbesitzer, der Laigrafsenhöfer, der Donnerjü vom Fingerhutshof, Franz Seegers, Jakob Verhagen, Christian Franz Malthus, die die harten Taler auf die Tischkante knallen, die stolz und eigenwillig, sehenden Auges und doch blind vor Leidenschaft sich und anderen Verderben und Elend bereiten!

Da sind die eigenartigen Kleinstadtmenschen, die Männer mit dem harten Wort und dem weichen Gemüt: Pittje Pittjewitt, der Barbier, Ferkelstecher und Leichenbitter, der sich durch tiefes Weh gerungen zu entlagungsvoll hilfreicher Menschenliebe, in dessen Brust aber die alte Narbe nie verharst, bis das schwache Herz zu schlagen und zu schmerzen aufhört; Johannes van Melle, der freudlose Mann in dem alten Hause, dessen weit offenen Fenstern in lauen Nächten sehnend-sehrender Geigenton entströmt, der schönsten der Wasserrosen dort draußen auf einsamem Kaltflad sein ewiges Leid zu klagen; Arnt Douwermann, dem der Streit himmlischer und irdischer Kunst, himmlischer und irdischer Liebe sein Feuerstes zu rauben droht; Alons Furtwanger, der dem Traum neuer Jugend entsagt, sich mit bescheidenem Altersglück begnügt, um Freud und Seligkeit zu spenden!

Da arbeiten die Vertreter des Handwerks, Pitt Pulchers, Dorens Janssen, Rosman Kraneboom, hinter wuchtender Weberlade, an der Hobelbank und am Mahlgang, da schaffen sie hinter dem Ladentisch oder auf hohem Kontorstuhl, und vor den Toren der kleinen Stadt da ziehen die Hirten ihren stillen Weg, die einsam leben, in der unendlichen Natur Gottes Stimme lauschen und von ihr seltsame Dinge lernen, die Armen im Geiste, die Spökenticker: Karl Meersmann, der Kiwi, Grades van Hillern!

Da sind Lauffs Priestergestalten! Ideale Diener des Herrn, die die Botschaft der Liebe in die Hütten der Menschen tragen, deren Gott der Gott des Verstehens und des Vergebens ist, an dessen Vaterbrust das arme Menschenherz sich ausschlagen kann in bitterem Leid und wehem Schmerz: der sanfte Schwärmer Joseph Mengels, Stephan Pulcher, Dr. Andreas Lobbers, dann die in des Lebens Stürmen grau und wissend, mitfühlend und verzeihend gewordenen Johann de Stoot, Dr. Steinberger, Dechant van Egern, der heiligmäßige Pater Bona-

ventura und Petritettenfeier ten Gompel! Stehen neben ihnen auch jene, die aus des Lebens Niederungen zu Nacht über die Seelen gelangt sind, die Verkünder eines Gottes der Strafe und Rache, die Joseph Sauerbier, Pastor Kleeversaat, Dechant van Vebber, die in frommem Eifer und um der heiligen Sache willen die Persönlichkeit, den einzelnen mit breitem und schwerem Schuh zertreten, des Wortes reine Diener, die Führer der Menschen, sind in der Überzahl!

Und da — in die Geschichte der Männer verstrickt, sie leidend und schaffend, von ihnen gehoben und zerschmettert — lachen und weinen Lauffs Frauengestalten! Eigenartiger Zauber und Reiz umweht sie, des Rheinlands seltsame Töchter, die Frauen, in deren jungfräulichem Leibe alle Empfindungen, Gefühle und Schönheiten, Leidenschaften und Schwächen des Weibes vereinigt und geknechtet liegen, bis des Liebsten Ruß sie aufzuheben, aufblühen läßt, in denen der Himmel in all seiner Reinheit zu schlummern scheint, aus deren Auge aber Flammen lodern können, die Paradieseswonnen und Höllequalen entzünden.

Und du, Lene Hermann, die du ob der eignen Schöne erschauerst, du, Marie Verwahren, die du, eine Wasserrose in sternklarer Nacht, einsam träumst auf stiller Flut, das Leid deiner Seele, der auf Erden kein Glück geworden, den ewigen Gestirnen klagst, und du, Luise Inge-laad, du, Kaatje Peerenboom, du, Elisabeth Pulchers, ihr alle, die ihr aufflammt in eurer Liebe, aber schwach wurdet in traumverlorener Sommernacht, da die Welt so fern, so weit, da tief nur dort am Horizont Gottes Hand mit lautlos-matten Blüten spielte, die ihr die Schuld auf euch genommen, sie mit bitteren Tränen gewaschen, mit stammelnder Lippe gestanden, und du, Johanne Douwermann, die du schwer gelitten in dem Streit zwischen Herz und Sinnen, ehe du dein Glück auf den trachenden und bestenden Schollen des Rheinlandes gefunden, du, Franziska Simonis, die du, eine vom Schicksal Verfolgte, mit Dornen gekrönt, im Sinter-Klaas-Abend-Dämmern auf Op gen Ort deines Leides Ende erleben sahst, du, Nellede van Doornik, die du in Kampf und Elend dich selbst überwandest — ihr alle seid gegrüßt!

Seid gegrüßt, ihr rheinischen Männer und Frauen — denn euch alle umschwebt der Dichtung Zauber, denn ihr alle seid zu Leben, zu köstlichem Leben geworden, das wir nicht missen möchten und für das wir eurem Schöpfer danken, der von Calcar, der stillen Stadt am Niederrhein, ausgegangen ist und immer wieder, wenn er auch in einigen seiner Romane in die Vergangenheit Regensburgs, der Niederlande, Münsterbergs oder Kölns hinabgetaucht ist, in anderen das gefegnete Münsterland und den Weg der Hellen, die Soester Börde, Alin, Namur und Verdun im Eisenhagel beschworen hat, von „Marie Verwahren“, „Kärreliet“, „Pittje Pittjewitt“, „Frau Alit“, „Die Tanzmamsell“, „Revelaer“, „Lux aeterna“ an bis zu „Anna Susanne“, „Schnee“, „Sinter Klaas“, „Springinsriedel“, „Die Tragikomödie im Hause der Gebrüder Spier“ und „Die heiligen drei Könige“ — alle bei Grote in Berlin erschienen — immer wieder an seine und unseres Niederrheins in Gegenwart und Vergangenheit, in Sommerglut und Winterkälte, in Frühlingshoffnung und Herbsttrauer gleich schöne, reiche und geliebte, deutsche Afer zurückgekehrt und so sein Dichter geworden ist!

Die alte deutsche Bedeutung des Weihnachtsfestes

Von Edmund von Decus

Die hehre strahlende Sonne, die Licht und Wärme ausstrahlt und der Urquell alles Lebens ist, war die älteste Gottheit des gesamten Germanentums, und auf ihren weiten Wanderzügen verbreiteten in Urzeiten die Germanen ihre Verehrung über die ganze Erde, was wir u. a. an der Verehrung des Mythras, des Sonnengottes in Persien, erkennen. Was hätte es auch in unseren Ländern für die Menschen von ungetrübtem, gesundem Naturgefühl Erhabeneres geben können als diese wunderbare, segensreiche Nacht, der noch als Begleiter der Mond nachts zur Seite steht. So war denn auch das höchste, mit Opfern und allen erdenklichen Lustbarkeiten gefeierte Fest, Jul, der Tag, an dem der Lichtgott Freyr mit seinen Werden den höchsten Punkt der Sonnenbahn erreicht hatte, am 24. Juni, denn unsere Vorfäter glaubten, daß die Sonne zwischen dem 21. und 24. Juni stillstände und währenddessen die Erde mit Glanz und Segen überschüttete. Eine Erinnerung an dieses höchste Fest lebt noch heute in den Johannisfeiern. Wenn dann aber im trüben und kalten Winter die Sonne ihren tiefsten Stand endlich überwunden hatte, und Freyr auf goldborstigem Eber wieder aufwärts ritt, dann feierten sie in ungetrübter Lust und ausgelassener Freude Jul, das Fest der Winter Sonnenwende. In Skandinavien war es auch das höchste Fest des Gottes Thor oder Donar. So wie sich die ganze Sippe in der Zeit vom 25. Dezember bis 6. Januar, oder nach anderen Angaben vom 21. Dezember ab — es mag örtlich verschieden gewesen sein —, in ausgiebigen feistlichen Mahlzeiten am saftigen Braten des

in der Hundschaff gezüchteten Schweines sowie des wilden Ebers gütlich tat, worin das wohlzubereitete Fleisch des Hirsches, des Rehs, des Pferdes oder einer Bärenkeule eine größere Abwechslung brachte, und wie sich alt und jung gegenseitig durch Geschenke erfreuten, so ließ man auch die Hörigen in vollem Umfang an dem Fest des Frohsinns teilnehmen. Man vergaß auch die Tiere des Feldes nicht und stellte Garben für die Vögel auf die Flur und warf große Fleischstücke für die Raben, Füchse und Wölfe aufs Feld. Alle sollten es erfahren, daß das große, das heilige, das hehre Himmelslicht wieder im Aufsteigen begriffen war. Auf dem häuslichen Herd, dessen Feuer frisch entzündet war, flammte der Jultloz zu Ehren Wodans, bei dessen Schein die Mutter das Honiggebäd und die den Göttern geweihten Äpfel und Nüsse, ursprünglich wohl nur Haselnüsse, unter die Hausgenossen verteilte. Vielfach brachte man an den im Dickicht versteckten Quellen in der ersten heiligen Nacht an den Bäumen brennende Holzschelte an zur Feier des Freyr, oder, wie er auch hieß, des Arahari, des wiedergekommenen Sonnensohnes. Auf der Malfatt und auf den heiligen Bergen entfachte man mittels Feuerräder die Weihefeuer und ließ die Räder, das Sinnbild der Sonne, funkenprühend den Berg herunterrollen. Die Nächte in der Julzeit, der Winter Sonnenwende, sind die Raunächte (Rauchnacht, Rahnacht, Rannacht). Es heißt eigentlich Raunnacht, von Giruni, Rauna oder Altraun, d. i. Seheimnis. In diesen Nächten ist man fähig, sich mit der Geisterwelt in Verbindung zu setzen, verborgene Dinge und die Zukunft zu er-

schauen. Noch heute gilt als besonders geeignet in vielen Gegenden die Thomasnacht (20./21. Dez.), in anderen die Silvesternacht. Kinder, die in den Raumnächten geboren sind, haben Wahrträume und sind hellsehend, und vorzüglich in diesen zwölf Nächten, den wihi-Nächten, weisagten die weißen Frauen, Weiter oder Truten. In der Raumnacht kommt der Semper, auf Island der Jöla-Sveinar, schneidet den unartigen Kindern den Bauch auf und legt Rieselfeine hinein. In Franken kommt die Hulle oder Hullepöpel über den Rücken der unfeihigen Mägde und zeichnet ihn auf unflätige Weise. Einige machen aus dem Zustand des Wetters dieser zwölf Nächte zuverlässige Schlüsse auf das Wetter des ganzen kommenden Jahres, was in Island Jöla-strá heißt. Weit und breit ist das Löskeln (Wahrsagen) aus der Herdache, aus gegossenem Blei usw. üblich; auch in den deutschen Gemeinden bei Pergine im Tridentinischen enthalten sich zur Zeit der Raumnächte die Männer der Jagd und die Frauen des Spinnens, und nur den geheimnisvollen Waldweibern spannt man, um sie sich geneigt zu machen, ein Stück Flachs am Rücken. Sprachlich hängt die Hulle, Holle, Hulde mit dem nordischen Zul, isländisch jiol, geol zusammen (ul bedeutet Wissen, das Sinnbild ist die ul, uil, die Eule).

Den Germanen war das Zeichen des Zul, der Wiederkehr des Lichts, das ruhige, sanfte, dunkle Immergrün der Tanne, womit sie um diese Zeit ihre Wohnungen von außen schmückten. Die Beschützerin dieser Feier war Tanfana, die hauptsächlich von den Marßen in einem großen Tannenhain bei Kanten verehrt wurde. Der erste Teil des Namens dieser Göttin ist Tanne, altdeutsch der Tann (in dem altdeutschen Stamm tan liegt der Begriff des Dunkels), der zweite Teil fana scheint mit dem lateinischen fanum, Heiligtum, zusammenzuhängen, was offenbar ein Wort aus germanischer Wurzel ist. Die Tanfanafeier nahmen die Germanen ebenfalls auf ihren Wanderzügen mit, und so ist es erklärlich, daß Reisende im Mittelalter in indischen Tempeln Tannenbäume antrafen, die mit bunten Lampen geschmückt waren. Diese uralte Verehrung ist der Ursprung unseres Weihnachtsbaums, und die Erinnerung daran hat im stillen stets in unserem Volke fortgelebt. Unter den späteren veränderten Verhältnissen hat sie sich alsdann nicht mehr öffentlich hervorgewagt, ob schon sie vereinzelt, auch in Frankreich, immer auftrat, bis seit nunmehr 60 bis 70 Jahren der Tannenbaum wieder das allgemeine Festzeichen der Weihnachtsfeier geworden ist.

Unsere guten Freunde, die Engländer, haben außer in ihrer Sprache auch in Sitten und Gebräuchen viele Erinnerungen an ihre angelsächsische Heimat auf deutschem Boden bewahrt, die besonders beim Landadel auch noch in der Gegenwart eine gute Stätte haben. Als die Angelsachsen ihren Fuß auf den Boden Englands setzten, um das Britenland sich untertan zu machen, da überreichte Rowena, die Tochter des Hengist, so geht die Sage, dem Vertigern, dem König der Briten, einen Becher, gefüllt mit einem gar seltsamen Trank, mit den begründenden Worten: „Waes hael!“ — „Heil Dir!“ oder „Sei gesund!“ Dieser Trank ist der Ahne der englischen Weihnachtsbowle, der Wassailbowle, die heute noch, besonders auf dem Lande, bei keinem englischen Weihnachtsfeste fehlt. Der Trank wird heiß gegossen; er ist im wesentlichen eine Mischung von Ale und Wein, mit Zucker versüßt und durch Gewürze und Früchte besonders schmackhaft gemacht. Auf einer richtigen Wassailbowle müssen besonders stets geröstete Äpfel schwimmen. Washington Irving hat in einer hübschen Darstellung ein treffliches Bild von der Weihnachtsfeier in der Familie eines wohlhabenden Grundbesitzers gegeben, dem in England mit Recht das Verdienst zugeschrieben wird, die alten Sitten und Gebräuche am meisten rege gehalten zu haben. In dem großen Prunkfale sitzt der Squire dem Weihnachtsmahl vor, das aus den von den Ahnen überkommenen Weihnachtsgerichten, wie beispielsweise dem großen

Ebertopf, besteht. Aber nachdem das Mahl beendet ist, da richtet man sich zu dem weihvollsten Augenblick des Abends. Raum ist das Tisch-tuch fortgeräumt, als der Kellermeister, der oberste der Dienerschaft, mit einer riesigen Punscherrine im Rahmen der Tür erscheint. Dreimal ertönt von seinen Lippen unter lautloser Stille der Ruf: „Wassail!“ und der Kaplan des Hauses antwortet ihm mit einem der alten prächtigen Weihnachtslieder. Dann erst setzt der Kellermeister die Terrine auf den Tisch, und die Augen des Hausherrn glänzen vor Rührung, wenn er den Trank in seinen Becher schöpft. Er hebt den Becher zum Munde. Doch bevor er ihn austrinkt, bringt er seinen Gästen und Angehörigen seinen Weihnachtswunsch dar. Dann macht der Becher die Runde, und jeder folgt, der überkommenen Sitte gemäß, seinem Beispiel. „Das ist die alte Quelle, aus der das Gefühl der Zusammengehörigkeit immer wieder aufs neue herausströmt.“ Die Kunst des Hausherrn hat den vortrefflichen Trank selbst bereitet. Der Hausherr allein kennt das Geheimnis, und er hütet es, und deshalb bereitet er mit eigener Hand die Weihnachtsbowle. Denn — wie Washington Irving sagt — „die Intelligenz eines Diensthofen reicht dazu nicht aus, das Wunderwerk mit all seinen feinen und verwickelten Einzelheiten hervorzuzaubern“. In dieser Wassailbowle liegt die Erinnerung an den feierlichen Minnetrunk beim gemeinschaftlichen Festmahl unserer Vorfahren am Hul- oder Hanstag im Sommer und am Zul im Winter. Noch andere Erinnerungen an die germanische Vorzeit hat das Angelsächsentum bewahrt. Wie bei uns die strahlende Tanne die frohlockenden Kinder um sich vereinigt und bei den Alten die Erinnerung an die Jugendzeit wachruft, der buntgeschmückte Baum mit brennenden Lichtern, der auch wohl noch an die Wodanseiche erinnert, in deren Zweigen die Siegeszeichen aufgehängt wurden, so ist dem Angelsachsen keine Weihnacht möglich ohne die dunkelgrüne Stechpalme mit den roten Beeren und die smaragdgrüne Mistel, aus deren verschlungenen Zweigen weiße Beeren hervorlugen. Hollybusch nennt der Engländer die Stechpalme, die in jedem Garten zu finden ist und zu Weihnachten jede Wohnung schmückt. Am Niederrhein und in Westfalen trägt sie noch den uralten Namen Hülse (Hülshoff, Hülßenbed) und sie sicherte meist die Malfatt vor unbefugtem Betreten. Die Schmorkörpflanze der Eiche, die Mistel, wird an Türen und Kronleuchtern aufgehängt, und jeder Freund des Hauses, und selbst der fremde Gast darf von der Hausfrau und den Töchtern einen Ruf fordern, wenn er sie unter dem



Christkindchen

Marmorfigur von Prof. Emil Bauer

Mistelzweig trifft. Bei den Germanen stand die Mistel in hohem Ansehen, und am Julfest wurden die Räume und das Festmahl mit den mit feinen Beeren gezierten Zweigen geschmückt, die von heiliger Bedeutung waren. In der Göttergeschichte spielt die Mistel eine große Rolle, und oft kehrt sie in den Sagen wieder, die uns vom Wechsel der Jahreszeiten erzählen. Verhängnisvoll wird die Mistel bei einem großen Fest, das die Götter veranstaltet hatten. Der tüdische Loki, der Geist des Bösen, brach einen Mistelzweig, spitzte ihn zu und überredete den blinden Hödur, damit auf seinen Bruder Baldur zu schießen. Das geschah, und der lichte Baldur fiel. Die Sage stellt den Sieg des Winters, der Winternacht, über das belebende Licht der Sonne dar. Ist sie nicht ein Gleichnis unserer Tage? Die Verehrung der Mistel entsprang also eigentlich der Furcht vor ihrer geheimnisvollen Vernichtungsgewalt. Es blieb nicht aus, daß der mit übernatürlichen Kräften ausgestattete Mistelzweig gerade dann, wenn das Sonnenrad aufs neue aus der heiligen Nacht des Jahres glückverheißend emporstieg, ein kräftiger Zauber gegen Krankheiten und Gebrechen war.

Gleichwie unseren Vorfahren zuweilen in geheimnisvollen Nächten plötzlich und unerwartet ein strahlender, mit Kostbarkeiten behängter Baum in einer dunklen Höhle erschien, so hoffen auch wir, daß einmal ein solcher Baum die finsternen Nebel unserer Tage verschleichen werde.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Deutsche Turnerschaft

Der Städtewettkampf des Westens: Köln, Düsseldorf, Essen am 25. Oktober 1925 in Köln. Die vierte Wiederholung dieses Kampfes war eigentlich schon im Frühjahr 1925 fällig, fand doch der dritte Wettkampf im Februar 1924 in Essen statt. Zweimal hatte Essen gesiegt, und zwar recht überlegen, während im ersten Kampfe Köln den Sieg davongetragen hatte. Jetzt war Köln wieder als Festort an der Reihe; man hatte dazu die Mülheimer Stadthalle ausgewählt. Die drei ersten Wettstreite hatten aus je zwei Kürübungen am Reck, Barren und Pferd bestanden. Das war nun geändert worden, und zwar sicherlich zum Vorteile der ganzen Sache. Jeder Turner hatte jetzt je eine Kürübung am Reck, Barren und Pferd zu turnen, ferner aber noch einen Kürsprung am langgestellten Pferd auszuführen und eine Kürfreiübung zu zeigen. Außerdem war jede Riege auf acht Turner, früher zehn, beschränkt worden. Köln mußte mit zwei Ersatzleuten, Düsseldorf mit einem Ersatzmann antreten, während die Essener Mannschaft vollständig war.

Der Vertreter des Kölner Turngaues, Stadtrat Gödde, begrüßte die erschienenen Turner, Turnerinnen und Gäste, die den sehr geräumigen Saal vollständig gefüllt hatten. Das Kampfgericht bestand aus dem Kreisturnwart Franz Rheydt, Turnwart Göhe-M. Gladbach, Turnlehrer Peters-Dortmund und Gauoberturnwart Schorrig-Herne i. W. Man hatte also zwei Kampfrichter aus dem Nachbarreise 8 a hinzugezogen. Die technische Oberleitung lag in Händen von Gauoberturnwart Hermessen-Köln. Der Längsprung am Pferd konnte auf der Bühne des zu kurzen Anlaufes wegen nicht ausgeführt werden und war deshalb vormittags im Freien gefurt worden. Alle drei Mannschaften erzielten bei dem Sprung die niedrigste Punktzahl. Das ist sehr bezeichnend und bestätigt wiederum die schon so oft festgestellte Tatsache, daß das schöne Pferd-springen zu wenig geübt wird. Das sei ein Fingerzeig für den im Dezember bevorstehenden Geräte-Wettkampf zwischen den Kreisen 8a und 8b, Rheinland und Westfalen. Alle drei Mannschaften erzielten die zweitniedrigste Punktzahl am Reck, während doch sonst gerade Reck immer am höchsten bewertet wird. Diese Abweichung von der Regel hatte aber eine natürliche Ursache und war in der Reckstange begründet, die zu dünn war und außerdem zu stark federte. Zwei gefährlich aussehende, aber zum Glück noch gut verlaufene Stürze waren die Folge. Essen errang seine höchste Punktzahl am Barren, Düsseldorf und Köln dagegen in der Freiübung. Die Wertung der Freiübung war nicht scharf genug. Am Pferd-quer vergah fast keiner der Turner, mit der dreifachen Rehe abzugehen. Mehr Abwechslung ist hier sehr vonnöten! Ebenso sah man allzuoft am Barren das Handgehen bis zur Mitte, einmal allerdings, und das sei als rühmliche Ausnahme hier verzeichnet, Handgehen rückwärts.

Am Pferd-lang war die Punktzahl folgende: Düsseldorf 185, Köln 219, Essen 237. Der beste Mann war hier Witt-Essen mit 36, der schlechteste Ahrenbrecht-Düsseldorf mit 15. Vorab sei bemerkt, daß Essen an den folgenden Geräten seinen Vorsprung ständig vergrößern konnte, am Pferd-quer allerdings nur sehr knapp. Aber auch Köln zog dem dritten Teilnehmer, Düsseldorf, immer weiter davon. Die letzte Mannschaft war vom Pferd reichlich verfolgt. Am Quersperd errang Düsseldorf 224, Köln 247, Essen 249 Punkte. Stand bis jetzt: Düsseldorf 409, Köln 466, Essen 486 Punkte. Eine wirkliche Glanzleistung bot hier Rusche-Düsseldorf, der die volle Punktzahl 40 errang, die übrigens nur einmal während des ganzen Abends gegeben wurde. Im Vergleich zum Zweitbesten, Witt-Essen, der 38 Punkte davontrug, hätte Rusche mindestens 6 bis 8 Überpunkte haben müssen, wenn es im Geräteturnen solche gäbe. Die niedrigste Punktzahl mit nur 18 lag ebenfalls bei Düsseldorf. Dann ging's an den Barren. Düsseldorf 239, Köln 244, Essen 269. Insgesamt bis hier: Düsseldorf 648, Köln 710, Essen 755. Die höchsten Punktzahlen errangen am Barren Witt-Essen 39, Rusche-Düsseldorf 38, aber auch Reinartz und Brandfaß-Köln zeigten mit 37 bzw. 36 Punkten vorzügliche Leistungen. Der niedrigste blieb der Kölner Ersatzmann Knäpfel mit nur 22. In der Kürfreiübung war der Abstand geringer: Düsseldorf 252, Köln 256, Essen 264 Punkte, so daß bis hier erreicht hatten: Düsseldorf 900, Köln 966, Essen 1019 Punkte. Der Beste war hier Abels-Düsseldorf mit der wohlverdienten Note 38, dem Mieden-Essen mit 37 folgte. Die niedrigste Punktzahl vereinigte ebenfalls ein Essener, Höp, auf sich, und zwar 26. Zum Schluß ging's ans Reck: Düsseldorf 206, Köln 230, Essen 245 Punkte. Die höchsten Punktzahlen waren hier: Witt-Essen 39, Göh-Essen, Beder-Köln und Brandfaß-Köln je 37. Wegen des vorhin schon erwähnten Umstandes litt das Reckturnen unter Unsicherheit, die oft zum Abbruch der Übung zwang; die niedrigste Punktzahl betrug nur 12 für Gärtner-Düsseldorf.

Der Kampf war nun wie folgt entschieden: Essen 1264, Köln 1196, Düsseldorf 1106 Punkte. Die Plakette der Stadt Köln war damit zum dritten Male und nunmehr endgültig in den Besitz der Essener übergegangen. Kreisvertreter Stadturninspektor Grüber-Remscheid nahm die Siegerehrung und die Überreichung der Plakette vor; jeder der acht Essener Turner wurde außerdem mit dem Eichenkranz geschmückt. Grüber verband damit treffliche Worte über die Ziele und den Zweck des deutschen Turnens im allgemeinen und des Geräteturnens im besonderen.

Die einzelnen Turner errangen folgende Punktzahlen: 1. Witt-Essen 186, 2. Rusche-Düsseldorf 171, 3. Bartheld-Essen 170, 4. Brandfaß-Köln 167, 5. Göh-Essen 164, 6. Beder-Köln 163, Madjad-Essen 163, 7. Reinartz-Köln 156, Meyer-Essen 156, 8. Abels-Düsseldorf 154, 9. Gläser-Köln 151, 10. Leimtübler-Essen 148, 11. Weyland-Köln 147, 12. Mieden-Essen 144, Knäpfel-Köln 144, 13. Wimmer-Düsseldorf 143, 14. Voigt-Düsseldorf 141, 15. Schlösser-Köln 137, 16. Höp-Essen 133, 17. Schmidt-Düsseldorf 132, 18. Schlepp-Köln 131, 19. Ahrenbrecht-Düsseldorf 128, 20. Iven-Düsseldorf 125, 21. Gärtner-Düsseldorf 112. Als angenehme Abwechslung boten die Turnerinnen des Köln-Deutzer bzw. Mülheimer Turnvereins zwei wohlgeleitete Tanzvorführungen: Aufforderung zum Tanz und Elfenreigen.

Die Fechtmeisterschaften der Deutschen Turnerschaft in Hannover vom 2. bis 5. Oktober 1925. Unter lebhafter Beteiligung eines fechterisch interessierten Publikums begannen Samstags die Florett-kämpfe. Der Vertreter des 6. Deutschen Turnkreises, Senator Lochmann-Hannover, hieß die Fechter mit herzlichen Worten willkommen und wies darauf hin, daß die D. T. nunmehr das vierte Mal Meisterschaften in den Mauern Hannovers austragen lasse. Der 6. Turnkreis sei stolz darauf, daß die D. T. ihm damit einen Beweis ihres besonderen Vertrauens gegeben habe.

Der Fechtwart der Deutschen Turnerschaft, Ludwig Stäßen aus Hanau, dankte den Hannoveranern für ihre Gastfreundschaft. Die Leitung der Veranstaltung war der Fechtabteilung des Turnklubs übertragen; Kreisfechtwart Bethmann, Hannover, hatte die Oberleitung. Vom Fechtzuschuß der D. T. waren ferner Schubert aus Leipzig und Hoops aus Berlin anwesend. Der Vorstand der D. T. hatte den Oberturnwart Runath, Bremen, entsandt.

Die Fechtmeisterschaften zeigten den großen Stil turnerischer Massenkämpfe; 49 Florettfechter, 39 Säbelfechter und 36 Degenfechter machten sich den Meistertitel im flirrenden Spiel der Waffen streitig. Sowohl an Masse als an Güte standen die mittelhessischen Fechter wieder in erster Reihe. Durch jahrelange liebevolle Pflege ausgerichtet, erwies sich ihre Vorherrschaft auf dem Gebiete des Fechtens als unerschütterlicher Turm. Das trat besonders bei den Florettkämpfen zutage, wo genau die Hälfte der 12 Sonderklassenplätze von den Frankfurtern besetzt wurde. In die restlichen 6 Plätze teilten sich die Städte Berlin, Hamburg, Breslau, Leipzig, Offenbach und Chemnitz.

Der bisherige Florettmeister, der gefürchtete linksfechtende Julius Thomson aus Offenbach, konnte die Meistertitel nicht aufrecht erhalten. Er mußte sie an den mit klassischer Ruhe und sicherer Klingensführung begabten Willy Löffler vom Frankfurter Turnverein von 1860 abgeben, der von den 11 Gefechten der Endrunde 10 siegreich beendete.

Die nächsten Plätze belegten: 2. Hermann Schöndube, Turn- und Sportgemeinde Eintracht, Frankfurt, 8 Siege; 3. Julius Thomson, Ev. Offenbach, 7 Siege, 4 Plustreffer; 4. Paul Postel, Ev. Chemnitz, 7 Siege, 1 Minustreffer; 5. Dr. Hoops, Turngemeinde Berlin, 6 Siege, 2 Plustreffer; 6. Karl Büdinger, Frankfurter Ev. von 1860, 6 Siege, 1 Minustreffer.

Der Sonntagvormittag brachte die Ausscheidungskämpfe im Säbelfechten. Die weitgreifendere Angriffsmöglichkeit des leichten Säbels bringt es mit sich, daß die Einzelgefechte schneller verlaufen, obgleich hier — gegenüber drei Treffern beim Florett — fünf Treffer die Entscheidung herbeiführen. Hier stießen die Frankfurter auf verzweifeltsten Widerstand. Fünf Mitglieder der Sonderklasse mußten neuen Leuten weichen. Zu der Säbel-Sonderklasse, die die zwölf besten Säbelfechter der D. T. vereinigt, stellten Frankfurt 2, Hamburg 2, Offenbach 1, Leipzig 2, Chemnitz 1, Düsseldorf 1, München 1, Mülheim-Kuhr 1 und Berlin 1.

Der bisherige Meister Bechstein aus Leipzig war durch schwere Krankheit verhindert, zur Verteidigung seines Titels nach Hannover zu kommen. Als bester der Besten stellte sich nach harten Kämpfen Dr. Schöndube von der Turn- und Sportgemeinde Eintracht in

Frankfurt heraus, der, mit seinen überraschend schnell und energisch vorgetragenen Angriffen 9 Gefechte von 11 der Endrunde gewinnen konnte. Damit ist Dr. Schöndube Säbelmeister der Deutschen Turnerschaft geworden.

Auf den nächsten Plätzen landeten: 2. Dr. Hoops, Turngemeinde Berlin, 8 Siege; 3. Weidlich, T.- u. Sp. Sportgmd. von 1848, Leipzig, 7 Siege, 20 Plustreffer; 4. Löffler, Sv. von 1860, Frankfurt, 7 Siege, 11 Plustreffer; 5. Postel, Sv. Chemnitz, 7 Siege, 6 Plustreffer; 6. Schwarz, T.- u. Sp. 1867, Leipzig, 6 Siege; 8. Sieger wurde Schulz vom deutschen Fechtklub Düsseldorf und 11. Osiander vom Turnerbund Mülheim-Ruhr.

Der dritte Tag, Montag, brachte die Degenwettkämpfe. 31 Degen stellten sich den Kampfrichtern.

Der Charakter der Kämpfe hat sich geändert. Jeder Fechter scheint jetzt Vorzicht für den besseren Teil der Tapferkeit zu halten, weiß er doch, daß schon ein einziger Treffer ihn aus dem Gefecht wirft. Die gespannte Aufmerksamkeit der Kampfrichter wird unterstützt durch winzige Widerhaken an der Degen Spitze, die den Stoff an der getroffenen Stelle aufreißen. Listig lauernd stehen sich die Kämpfer gegenüber, jeder wartet auf den Angriff des anderen, um seine Riposte anzubringen. Das schwere dreitaktige Fechtgerät verbietet auch von selbst besondere Lebhaftigkeit. Das kommt aber dem Zuschauer zugute, der hier einmal deutlich sehen kann, wie das Gefecht abläuft. Der eine entscheidende Treffer jeden Gefechts läßt natürlich auch dem Zufall weiten Spielraum, so daß mancher nicht in die Sonderklasse gelangt, bei dem fechterische Qualitäten außer Zweifel stehen.

Die neue Zwölf weist 7 Neulinge auf. Mittelrhein und Sachsen machten das Rennen. Es stammen aus Frankfurt 2, Offenbach 2, Düsseldorf und Köln je 1, Chemnitz und Leipzig je 2, Kiel und Ulm je 1.

Dem bisherigen Meister Prause aus Leipzig gelang es nicht, den Meistertitel zu halten. Er steht an der fünften Stelle der Siegerliste. Auch die dritte Meisterschaft wanderte nach Frankfurt. Der neue Degenmeister, Hermann Schöndube vom T.- u. Sp. Eintracht, Frankfurt, ist der Zwillingbruder des neuen Säbelmeisters Dr. Wilhelm Schöndube vom selben Verein.

Die Reihenfolge der Sieger ist folgende: Sieger beim Degenfechten. Meister: Hermann Schöndube, T.- u. Sp. Eintracht, Frankfurt, 8 Siege; 2. Postel, Sv. Chemnitz, 7 Siege; 3. Schmitz, Kölner Fechtklub, 7 Siege; 4. Berthold, Sv. Chemnitz, 6 Siege; 5. Prause, T.- u. Sp. 1848, Leipzig, 6 Siege; 6. Schulze, Deutscher Fechtklub, Düsseldorf, 5 Siege; 7. Schwarz, T.- u. Sp. 1867, Leipzig, 5 Siege; 8. Geiwitz, Sv. Ulm, 5 Siege; 9. Thoma, Sv. Offenbach, 4 Siege; 10. Thompson, Sv. Offenbach, 4 Siege; 11. Bauer, T.- u. Sp. Eintracht, Frankfurt, 3 Siege; 12. Hammermüller, Mv. 44, Kiel, 2 Siege.

Manchen wird es in Erstaunen setzen, daß der 7. Sieger Schwarz aus Leipzig, 53 Jahre zählt.

Sport und Körperentwicklung. Es kann keine Frage sein, daß heute die, die noch vor 20 Jahren skeptisch dem heilsamen Einfluß des Sportes gegenüberstanden, ihre Ansicht über den Wert sportlicher Übungen wenigstens in dem Punkte geändert haben, daß auch sie die aufbauende Wirkung des Körpers reiflos zugeben. Schon oberflächliche Vergleiche zwischen solchen, die Sport treiben, und jenen anderen, die von Haus aus gesunde Körperkraft mitbringen, aber die Muskeln nicht geübt haben, beweisen deutlich den großen Unterschied. Außerdem ist der Sport berufen, einen Ausgleich zu schaffen zwischen der unnatürlichen

Lebensweise unserer geistigen Arbeiter, die an den Schreibtisch gebannt sind, und einem natürlichen Recht auf harmonische Körperbildung. Unsere Schüler und Studenten können heute ohne Sport einfach nicht auskommen, ebenso aber auch die anderen Berufe nicht; man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß wir Deutschen in der sportlichen Ausbildung, besonders unserer Jugend, mit Eifer das nachzuholen verstanden haben, was wir in den letzten Jahrzehnten veräußert haben. Auf Grund von Massenmessungen, die anlässlich des Deutschen Turnfestes in München vorgenommen wurden, hat man jetzt authentisches Material darüber gewonnen, ob das gefühlsmäßige Urteil über bessere körperliche Entwicklung bei Sportleuten zu Recht besteht. Es hat sich ergeben, daß die Leibesübungen sehr vorteilhaft auf den Körper einwirken und daß bei Sport treibenden jungen Männern 43 v. H. weitbrüstige und nur 3,7 v. H. engbrüstige Leute waren, während sich bei hochwüchsigen Studenten ohne sportliche Betätigung 1,5 v. H. weitbrüstige und 43 v. H. engbrüstige Leute befanden. Über das Ergebnis dieser Messungen berichtete auf der Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, die vor kurzem in Halle stattfand, Dr. Bach (München). Er wies darauf hin, daß die Ergebnisse natürlich nur vorläufige sein könnten. Die Gesamtmessungen hätten unter der Aufsicht von Geh. Rat Martin (München) gestanden. 4500 Männer und 1500 Frauen wurden gemessen. Es standen nur vier Tage zur Verfügung. Die Messung eines Wettkämpfers mußte der Zeiterparnis wegen in vier Teile zerlegt werden. Der eine Prozeß war die Aufnahme der Längenmaße, der andere Aufnahme der Breitenmaße, ein dritter des Umfangs, an vierter Stelle wurde das Gewicht festgestellt. Außerdem nahm ein Protokollführer die Personalien (Geburtsort, Geburtstag und Beruf) auf. Bei der Bearbeitung konnten unter den jungen Männern vier Sporttypen festgestellt werden: der Typus des Geräteturners, des Fünfkämpfers (Leichtathleten), des Ringers und des Fechters. Der Größe nach waren die Fünfkämpfer die größten: sie maßen im Durchschnitt 173 cm. Die Geräteturner hatten durchschnittlich eine Länge von 165 cm, während die anderen Gruppen eine mittlere Körpergröße aufwiesen. Interessant ist, daß man zur Prüfung des Brustumfanges Messungen vorgenommen hat an Studenten, Soldaten und Teilnehmern des Deutschen Turnfestes. Dabei zeigte sich, daß die Turner den höchsten Brustumfang hatten, den geringsten die Studenten. Von den kleinsten Studenten (Durchschnittsgröße 165 bis 166 cm) waren an der Universität München 5 v. H. engbrüstig, 8 v. H. weitbrüstig, an der Universität Halle 28 v. H. engbrüstig, 14 v. H. weitbrüstig. Von den hochwüchsigen Studenten waren in Halle 28 v. H. engbrüstig, 1,7 v. H. weitbrüstig, in München 43 v. H. engbrüstig, 1,5 v. H. weitbrüstig, dagegen bei den Sporttreibenden durchschnittlich nur 3 v. H. engbrüstig, aber 43 v. H. weitbrüstig. Selbstverständlich darf man aus diesen Feststellungen keine verallgemeinernden Schlüsse ziehen, ehe nicht diese Untersuchungen so vielseitig vertieft und in jeder Richtung sichergestellt sind, daß man darin typische Regeln finden kann. Die oben erwähnten Sporttypen dürften sich als brauchbare Messungsergebnisse ergeben. Es ist zu begrüßen, wenn die Körperuntersuchungen recht viel Verständnis gerade bei den Kreisen finden, in deren Hand die körperliche Ertüchtigung der Jugend gelegt ist. Dr. Bach schloß seine Ausführungen: „Die Frage, ob die Eignung zu einer Sportart als ererbt oder erworben angesehen werden kann, steht noch nicht fest. Wir müssen eine Grundlage annehmen, die sich durch die Funktion hindurch zum Typus entwickelt. Unbeantwortet muß auch die Frage bleiben, ob diese erworbenen Eigenschaften vererbt werden können.“

Mit dem Fahrrad über den Sankt Gotthard

Vortrag des Herrn Otto Schoof im Saal des Verwaltungsgebäudes der Siemens-Schudert-Werke zu Siemensstadt i. N. d. Werksschule

Die Schweiz ist wohl mit Recht das Land der Träume und der Sehnsucht unserer Jugend, wohl deshalb, weil Schiller diesem Volke seinen Tell verdankt. Freiheit weht uns entgegen, wenn wir an die Berge mit dem ewigen Schnee denken, obwohl wir kaum ahnen, wie diese Berge uns Freund oder Feind sein können.

In diesem schönen, eigenen, wunderbaren Lande wohnt ein Volk, ein tapferes, biederes, Freiheit gewohntes, das trotz der besten Eigenschaften dennoch oft gezwungen war, sein Land gegen die Raubgier der Nachbarn zu schützen. Die Freiheitskämpfe, die Schiller in seinem Tell bringt, galten der Befreiung von österreichischer Herrschaft, denn der Nachfolger Rudolfs von Habsburg unterwarf das Land und hielt nicht die von seinem Vater gewährleisteten Rechte. Im Jahre 1648 bewirkte der Bürgermeister von Basel, daß die Unabhängigkeit der Schweiz im Westfälischen Frieden zu Münster anerkannt wurde. Damit war die gescheitete Trennung von Deutschland erfolgt.

Dieses Land, dessen Geschichte ich liebe, sollte mir auf meiner Urlaubsfahrt mehr erzählen, als Bücher es vermögen, und so sattelte ich denn in Immendingen bei Stuttgart mein Stahlroß und bei Schö-

nem sonnigen Wetter fuhr ich ins Land hinaus auf Singen zu. In der Ferne erhob sich stolz, unmittelbar aus der Ebene aufsteigend, der Hohentwiel, mich an Etzhard erinnernd. Die Jugendherberge bot mir für die letzte Nacht auf deutschem Boden gute Unterkunft. Der andere Morgen sah mich frisch und munter durchs Land fahren. Bei Schaffhausen, dicht am Rheinufer, betrat ich Schweizer Boden. Bald war ich im Städtchen und ich hatte keine Lust, in einer Wirtschaft zu Gaste zu sein, deshalb nahm ich meinen Weg zum Rheinfall.

Es war ein wundervoller Anblick, diese mächtigen, endlosen, gewaltigen, sich stets überstürzenden Wassermassen zu schauen. Lange genoss ich dieses Schauspiel, dann trennte ich mich, um abends in Zürich zu landen. Am anderen Tage machte ich dann einen Rundgang durch die mir von früher her bekannte Stadt, mittags radelte ich nach dem Herliberg am Zürichsee, dem ersten Aufenthalte auf dieser Wanderung, wo ich kostenlos Unterkunft fand.

Ungefähr eine Woche später trat ich die Weiterfahrt an. Ich hatte noch immer den Anblick der gewaltigen Wassermassen des Rheinfalls nicht vergessen, die unauffaltlich im ewigen Gleichmaß des Welt-

alls brausten. Dies gab mir Kraft und Freude, und so nahm ich nach einer wundervollen Vollmondnacht bei herrlichem Sonnenwetter meinen Weg entlang des Sees nach Rapperswil, dann über eine Brücke und einen Damm ans andere Ufer des Zürichsees. Hierbei grüßte ich die Insel Ufenau, auf der Ulrich von Hutten, einer der deutschesten Männer der Reformationszeit, seine letzten Tage verlebte. Und nun begann das erste schwere Stück meiner Fahrt. Zwei Stunden schob ich meine Habseligkeiten auf dem Rade den Berg hinauf in Richtung Einsiedeln, auf steinigem Fußpfade. Endlich führte mich die Straße auf der Höhe durch ein anderes Landschaftsbild. Kleine Dörfer, Wiesen, Hecken, hin und wieder ein Baum, viel Steine und Geröll, das war mein Weg, der endlos schien und mir doch die Erinnerung wachrief an frühere schöne Bergfahrten. Und so kam ich langsam wieder in die rechte, ernste Stimmung, die eine wahre Freude an diesem Lande auslöst. Gegen Abend ging es in flottem Tempo hinab nach Steinen, Schwyz und Brunnen, unterwegs noch den erhabenen Anblick der Mythen genießend. In Brunnen blieb ich über Nacht. Nach einem Bade im See, an dunkler Stelle, außerhalb des Ortes, mundete das Abendessen und ich genoß dann noch den Anblick des im Mondlicht flimmernden Vierwaldstätter Sees, dessen Ufer, teilweise im Dunkeln liegend, geheimnisvoll ihre Schönheiten für den nächsten Tag für mich bewahrten.

Die Sonne hatte mich geweckt und schnell rüstete ich zur Weiterfahrt. Die Alpenstraße tat sich auf, jene weltberühmte Straße, die seit Jahrhunderten Deutschland und Italien über den Gotthard hinüber verbindet. Wieviel Menschen, wieviel Fuhrwerke sind im Laufe der Jahrhunderte hier vorübergezogen? Wieviel Soldaten haben diesen Weg in Kriegszeiten gehen müssen? Alle sind dahin! Die Straße, die Seen, die Berge, die Wälder bestehen heute noch, und könnten sie noch erzählen, es wäre eine Weltgeschichte für sich! — Hoch über dem Vierwaldstätter See zieht sich die Straße hart am Bergrande hin, teilweise den Blick in die schwindelnde Tiefe freigebend, teilweise als Tunnel im Berge verschwindend. Je weiter die Alpenstraße zur Höhe emporsteigt, je wechselvoller wird die Landschaft. Immer seltener werden die Ortschaften. Bei Sifiton gehts zu Fuß an den See hinunter. Hier ist Wilhelm Tell durch seinen kühnen Sprung aus dem Nachen der Gefangenschaft Gefährs entronnen. Heute steht dort eine Kapelle, die durch Wandgemälde die Geschichte des Apfelschusses festhält. Doch weiter radelte ich, und Flüelen, Silenen, Amsteg zogen an mir vorüber. In Altdorf machte ich Halt, um mich am Telldenkmal in jene Zeit zu versetzen, in der auf dem Marktplatz der Gefährhut errichtet war. Dann wurde die Landschaft stiller, die Ortschaften seltener und die Berge mit ihren Wäldern ernster. Heißer Sonnenregen lastete in dem Tale, das sich stetig aufwärts zog, und über Wassen kam ich endlich nach Göschenen, wo die völkerverbindende Eisenbahn im Schoße des Gotthard verschwindet. Die Gotthardbahn, die elektrisch betrieben, rast mit 60 bis 70 Kilometer Geschwindigkeit durchs Gebirge. Fernher hört man das gleichmäßige Rollen der Räder und das Singen der Motoren, und stolz, Menschenarbeit zeigend, zieht der Zug hoch droben am schwindelnden Bergrand dahin. Und plötzlich ist er verschwunden. Man sieht und hört nichts mehr. Doch kaum lenkt man seine Blicke auf die mächtigen Wasserfälle, die ihre Wasser seit undenklichen Zeiten zu Tal befördern, um heute an vielen Stellen Turbinen zu treiben, erscheint der verschwundene Eisenbahnzug wieder hinter uns, diesmal aber bedeutend höher, und rast weiter, um bald dasselbe Spiel zu treiben. Hier sind die Rehtunnels angelegt, in denen sich der Zug wie in einem Schneckengehäuse höher schraubt, um die kühnsten Steigungen zu überwinden. Von Göschenen ab wird die Straße steiler, so daß öfter zu Fuß gewandert werden mußte. Aber es lohnte sich, denn die Berge wollen erlebt werden, und mit jedem Kilometer boten diese Bergrieften mehr Genuß. Die Vegetation hörte bald ganz auf, die Reuß stürmte wilder, bald wichen die Bergzüge auseinander, bald kamen sie eng zusammen. An einer Stelle mußte ich scharf um den Felsen biegen, um einem mir entgegenkommenden Motorrad auszubiegen, und hier befand ich mich plötzlich in einem kleinen Kessel, in dem es brauste und zischte, und ein feiner Sprühregen spie mir ins Gesicht. So hoch ich schauen konnte, türmte sich eine schräge Felswand empor, die Straße war eng, ein Geheul von Hunden schien aus der Tiefe zu kommen. Die Straße schien verschwunden, denn man sah auf der anderen Seite nichts als kahle Felsen. Beide Wände waren durch eine schmale Brücke verbunden. Hier stand ich endlich an der Stelle, an der ich seit meiner Jugend zu stehen wünschte. — An der Teufelsbrücke im Gotthardgebiet! — Alle Geschichten von Ueberfällen aus dem Mittelalter stiegen wieder auf und ich sah die Kämpfe der Schmuggler und Landjäger, der Kaufleute und Wegelagerer. Wild stürzten sich die Wasser der Reuß unter dieser Brücke hindurch, unaufhörlich, und wenn sie auf ihrem Laufe an vielen Stellen die Gesteinsmassen unterwühlt hatten, hier ist es ihnen trotz der Jahrhunderte nicht gelungen. Dieses Gestein ist ausdauernder, und so erzählen die Brücke und die Felsenwände uns von dem vergänglichem Menschentum, das sein Leben nicht zu gestalten weiß, das immer wieder die Fehler der früheren Geschlechter wiederholt, das nicht aus der Natur lernen

kann und das doch die Macht in Händen hat, mit Freuden auf dieser Erde zu leben. —

Nach geraumer Zeit riß ich mich schweren Herzens von dieser Stelle los und radelte weiter hinauf nach Andermatt und Hospental. Hier nahm ich für die Nacht im Gasthaus „Zum Gotthard“ Quartier, wo 1798 der russische General Suworow gehaust hatte. Die Schweizer aber hatten sich damals ihren Berg zurückerobert und die fremden Soldnerscharen mußten aus diesen unwirtlichen Gegenden ziehen. Am anderen Morgen zog ich meine Straße weiter, von meinem treuen Stahlroß begleitet, 10 Kilometer höher zum Pashübergang. Wild türmten sich die Berge übereinander, kaum wuchs etwas Gras oder Moos, die ganze Gegend war mit Steinen besät, von den kleinsten bis zur Größe eines Wohnhauses. Endlich war ich droben und vor mir dehnte sich ein weites Tal, inmitten der Berge auf 2114 Meter Höhe, und links und rechts der Straße leuchteten zwei kleine Seen. Vor mir an einem Einschnitt erhoben sich Hospitzgebäude, die im Laufe der Zeit mancherlei Bestimmung dienten. In einem dieser steht mit Kohle über einem Bogengang geschrieben:

„Gus. Koegel and Fred Thoerner, Pedestrians around the world in two years. — Start San-Francisco Calif. June 10th 1894, St. Gotthard May 15th 1895.“

Ich sah diese beiden Deutsch-Amerikaner, wie sie damals von Kalifornien kommend hier standen, und vielleicht dachten sie voller Freude an den Augenblick, in dem sie ihre frühere Heimat auf ihrer Weltumwanderung betreten konnten. — Ich wandte mich nunmehr der Straße wieder zu und fuhr hinab nach Airolo. Nur wer diese 30 bis 40 Kurven mit dem Rade hinab gefahren ist, weiß zu beurteilen, welche Anforderungen an Maschine, Bereifung und nicht in letzter Beziehung an die Torpedo-Freilaufgabe gestellt werden. Die 1000 Meter abfallende Straße wurde ohne jeden Schaden in 10 bis 12 Minuten zurückgelegt, allerdings wußten Arme und Beine des Fahrers, was sie geleistet hatten. Noch beim Ausblick auf die zurückgelegte Strecke zitterten die Glieder ein wenig, weil der Eindruck dieser Gebirgsmassen ein fast niederschmetternder war, und man gewann den Eindruck, als sei man einer Gefahr entronnen.

Doch hier unten schien die Sonne heiter und ein italienischer Landschaft schien mich aufgenommen zu haben. Hier im Tessin, dem italienischen Teile der Schweiz, wachsen eßbare Kastanien, Trauben in Hülle und Fülle, Feigen, Palmen, Kakteen, und die Häuser und Menschen haben alle mehr den südlichen als den schweizerischen Typ. Bellinzona erreichte ich erst abends. Quartier war hier unter vier Franken für die Nacht nicht zu haben, und so nahm ich als Wandervogel bei Mutter Grün mein Nachtlager. Der Mond schien hell, die Luft war warm, und ernst schauten die beiden Befestigungen zu beiden Seiten des Tales von ihren Bergründen nieder, von früheren Zeiten träumend, als sie noch wehrhafte Besatzung bargen. Früh radelte ich weiter, stärkte mich unterwegs an Trauben und nahm nach kurzer Fahrt ein Bad im Lago Maggiore. Die Sonne schien heiß, waren es doch 36 Grad Hitze im September, und so wusch ich meine Wäsche, las im „Fauft“ und sonnte mich. Mir gegenüber lag Locarno, und die hoch auf dem Felsen thronende „Madonna del Sasso“ winkte mir zu. Zwei Stunden später war ich bei ihr, doch die Enttäuschung war groß, denn das berühmte Gemälde eines Schülers von Leonardo da Vinci, die Grablegung Christi, war auf einer Ausstellung in Bern.

Unterkunft fand ich hier durch Zufall bei einem kinderlosen Ehepaar, das mich für mehrere Tage kostenlos aufnahm und verpflegte. Es wurde mir bedeutet, eventuelle Schuld an deutschen Kindern abzutragen. Heil solchen Menschen!

Eines Morgens sattelte ich mein Rad und fuhr über den Mont-Seneri nach Lugano, auf dem letzten Ende der Strecke eine alte Römerstraße wegen der Naturschönheiten benutzend. Nachmittags war ich am Ziel, zugleich dem südlichsten Punkte der ganzen Fahrt. Die mir angegebenen Adressen für Unterkunft verlagten, teils wegen Abwesenheit der Betreffenden, teils wegen des nicht gesellschaftlichen Aussehens des Fragestellers, denn solche Menschen wie ich, von der Sonne gebräunt, bestaubt, ohne Kopfbedeckung, mit bepaddetem Rade sieht man lieber gehen als kommen.

Deshalb stieg ich auf beschwerlichem Wege aus Lugano hinaus über Muzzano, Biogno nach einem Kastanienwalde und nahm Beschlag von einem alten Turme. Das Lager war rasch aus Laub hergerichtet, das Gepäc versteckt und die Tür mit der Sicherheitskette verschlossen. So schlief ich eine Woche dort oben als Räuberhauptmann, dem allerdings die Gefährten fehlten. Lebensmittel gaben die Wälder in Form von Kastanien, Wurzeln, Beeren, die Traubenernte war in voller Tätigkeit, und die einfachen italienischen Ristorantes gaben Gemüse und Salate zu billigem Preise, und Brot gabs überall. Des morgens streifte ich lautlos aus meinem Versteck, hörte in Lugano die Rummel, schlenderte durch die Gassen und besah die Auslagen der Geschäfte. Dann radelte ich eines Tages nach Gandria, das steil den Berg hinauf liegt und solch enge Gassen hat, daß man ein Rad nur mit Mühe hindurch führen kann. Ein Entgegenkommender muß

dann in einem Hauseingang warten. Um mir den eigenartigen Anblick von der Seeseite zu verschaffen, band ich kurzerhand mein Rad an einen Baum, damit es den „Verkehr“ nicht störe, glitt am Felsen hinab, entledigte mich meiner Kleider und schwamm hinaus in die warmen Fluten des Luganersees. An einem anderen Tage besuchte ich die italienische Sprachinsel Campione, die zum Empfange der Fremden, die mit dem Schiffe kommen, einen bombenwerfenden Krieger aus Erz der Landungsstelle gegenüber aufgestellt hat. Dann stieg ich an einem heißen Tage über 100 Stufen in Morcote zu der hochgelegenen Kirche mit ihren alten Bildern und Wandmalereien empor und genoß alte italienische Baukunst und verlassene Klostersgärten und schaute weit hinein in die Po-Ebene, auf Mailand zu.

Am nächsten Tage machte ich klar zur Rückfahrt. Vom hochgelegenen Bahnhof noch einen Blick auf Stadt und See und hinausging in den hellen Sonntag, abends war ich wieder auf dem Mont Generi und nahm mein Lager unter hohen Farnträutern. Bald war anderen Morgens Bellinzona erreicht, und dann öffnete sich mir das Tal des Mijsa. Die Landschaft nahm mit jedem Kilometer den Charakter der Alpenvorläufer an. Kleine Erlebnisse mit den Einwohnern, besonders der immer wißbegierigen Jugend, der eine Erscheinung wie ich nur einmal im Leben begegnet, kürzten den Weg. Viele Kirchen und alte Burgen grüßten den vorüberziehenden Gefellen. Dann befand ich mich auf der Passstraße zum San Verhardino. Es dauerte nicht lange, so wurde es kalt und kälter, das letzte Sägewerk lag hinter mir, und plötzlich brachte ein kalter Wind Wolken und Regen mit. Raum 10 Meter weiter konnte man schauen. Endlich, nach Stunden, langte ich naß und müde und durchgefroren im Hotel Minghetti an und zahlte als einziger Gast für diese Nacht für ein gutes Bett nur zwei Franken. Nach einem guten Nachtesseu fröhnte ich der Ruhe in einem richtiggehenden Bett. Die Nacht war kalt und schwarz, der Wind heulte und der Regen klatschte gegen die Fenster. Am anderen Morgen wurde das Wetter heftiger, trotzdem machte ich mich auf und kämpfte, das Rad schiebend, gegen Sturm und Regen an. Es mußten noch 500 Meter Steigung überwunden werden. Reuchend ging es höher. Bei einer Windpause machte ich halt, um zu verschaukeln. Doch hierauf hatte der Sturm nur gewartet. Er drehte

mich mitsamt dem Rade herum und drückte mich sanft gegen die Felsen, so daß nur die Laterne, einige Speichen und der Gepäcträger Schaden erlitten. Ich selbst hatte nur einige Abschürfungen, blaue Flecken von Handgröße und einige Kopfschädigungen erhalten. Sonst war nichts passiert. Doch der Kampf wurde fortgesetzt. In 2000 Meter Höhe wurde dann die Passhöhe überschritten. Das Rad wurde befestigt und trotz des Sturmes abwärts geradelt. Wieder bewährten sich die Bremsen und trotz Kleinschlag und Felsplitter hielt „Continental“ durch. Eistalt waren die Beine, die Lunge arbeitete fortgesetzt mit Anstrengung, und alle Muskeln und Sehnen waren in vollster Tätigkeit, so lugte ich, abwärtsfahrend durch den Nebel und Regen. Keine Hilfe weit und breit, doch je tiefer ich kam, desto mehr wuchs wieder die Ruhe, und ohne Aufenthalt ging es durch die ersten Bündner Dörfer. Hinter Splügen hörte der Regen auf und bald tat sich die gefürchtete Via Mala auf. Hier, wo die Berge himmelhoch ragen, wo in der Tiefe der Rhein kaum sichtbar, mit fürchterlichem Gebrülle stürzt, wo die Straße dauernd in Windungen, teils durch die Felsen führt, war in früheren Zeiten der gegebene Ort, um Reisende zu überfallen. Hier jubelte ich auf, dieses Naturwunder im hellen Sonnenlichte zu schauen. Aus der Jugendzeit wurden die Schauergeschichten der Schmöcker wieder wach und hinter jedem Felsenvorsprung sah die Phantasie die Feder am Hute oder die Büchse in der Hand eines Räubers. Menschenleer war die Gegend, bis endlich, wie mit dem Messer abgeschnitten, die Felsen aufhörten und bei Thusis ein weites Tal sich öffnete. Am Abend des ereignisreichen Tages landete ich in Chur. Drei Tage später radelte ich nach Ragaz zur Taminaflucht, dann über Mühlehorn am Walensee, Rapperswil wieder auf Herliberg zu. Hier genoß ich wieder einige Tage Ruhe und dann erfolgte der letzte Spurt in Regen und Sonnenschein über Zürich, Weinfelden, Frauenfeld, Romanshorn zum Bodensee. Das Schiff brachte mich noch am gleichen Tage nach Lindau. Dann radelte ich über Memmingen nach Ulm. Ein Gang durch die dunkle alte Stadt endete den Tag, ein Besuch des Domes am anderen Morgen war der Abschied. Dann winkte das Ziel, Stuttgart, von wo mich der D-Zug während der folgenden Nacht durch Deutschlands Gaue wieder an den Ort meiner Tätigkeit zurückbrachte.



Im Angermunder Walde
Nach einem Gemälde von Baur

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

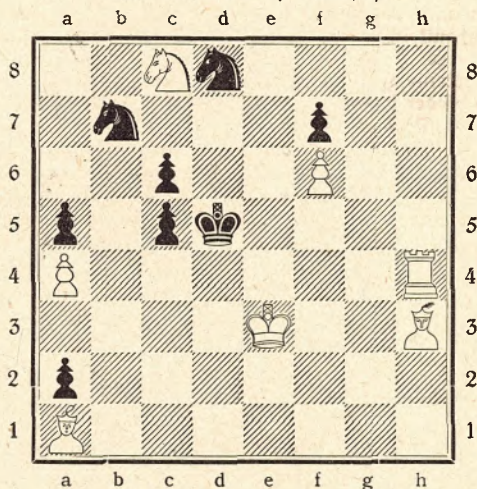
Rätsel

Schachende des „Werk“

Bearbeitet von Heinz Vollmer

Aufgabe Nr. 3 (a)

Von L. Tauber, Budapest



Stellung der Steine: Weiß: Kc3; Th4; Sc8; La1, h3 (2); Ba4, f6 (2);
Schwarz: Kd5; Sb7, d8 (2); Ba2, a5, c5, c6, f7 (5);
Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabe Nr. 3 (b)

Vorstehender gelungener Zweizüger hat einen Zwillingenbruder, den wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Man setze einmal den weißen Springer anstatt auf c8 auf e8 und eine vollständig neue zweizügige Aufgabe entpuppt sich. Also zwei Weichnachtsaufgaben in einer.

Lösung von Aufgabe Nr. 2

Von H. Rothe

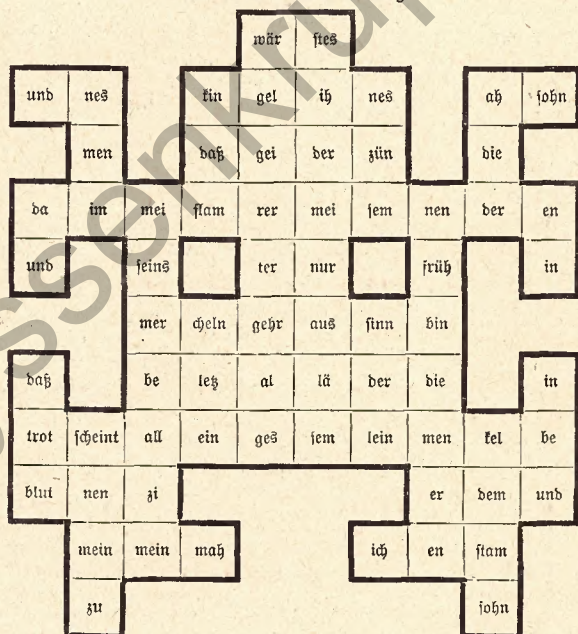
Weiß: 1) Lc5—g1; Schwarz: 1) g7—g6 (gezwungen)
2) Tf1—f2! 2) Kb5—b6
3) Tf2—f5 ♯!

Eine merkwürdige Kombination!

Von Aufgabe Nr. 1 gingen folgende richtige Lösungen ein:
Otto Sengspiel, A. Sengspiel, R. Lehmann, H. Bley,
sämtlich in Schöningen, Richard Liedtke, Nürnberg.

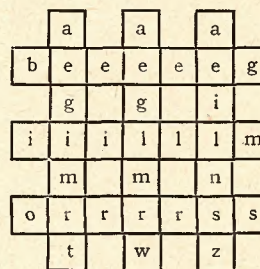
Rätselsprung

Von Konrad Weiß



Fensterrätsel

Von O. Koch, Ing., Siemens-Schuckertwerke



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Wörter von folgender Bedeutung ergeben: Wechselfieber; Stadt in Galizien; Gemüseart; während die drei senkrechten Reihen bezeichnen: Platz im Theater; Fluß in Südafrika; Südfrucht.

Silbenrätsel

Von Friedrich Salebow

Aus den 58 Silben:

a, a, a, as, bri, cel, cen, chi, cres, de, de, den, do, do, e, e, e, el, fis, gel, goz, ha, hy, jet, lat, le, li, li, li, lus, lym, mi, nas, ne, ni, ni, nit, o, ob, pi, rin, san, se, si, si, ta, ta, tan, te, tiv, to, um, un, ve, ze, zen, zi sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Felix Dahn ergeben. Die Wörter haben folgende Bedeutung:

1. Besitztum; 2. Frauenname; 3. Insel; 4. Zuchtergebnis; 5. Zeitrechnung; 6. Prophet; 7. Berühmter Kunstgewerbler; 8. Dichter; 9. Gesteinsart; 10. Sagengestalt; 11. Frauenname; 12. Dichter; 13. Gewichtsarten; 14. Photographisches Stüd; 15. Tonart; 16. Prophet; 17. Verschlußmittel.

Auswechselfrätsel

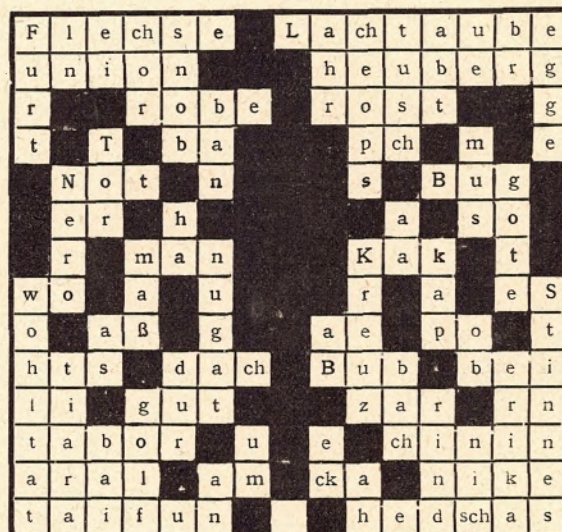
Von P. v. Gradowsti, Wanne

Mann soll durch Anwendung von vier Zwischenwörtern in Weiß verwandelt werden. Es darf nur immer ein Buchstabe wegfallen, hinzutreten oder vertauscht werden. Es werden benutzt: pers. Gewicht und Getränk.

Auflösung der Rätsel in Heft 8

Kreuzworträtsel

Von G. Flechsig, Dortmunder Union, Abt. Brückenbau



Büchermarkt

Leitungsinstitution. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Von Ing. Bernh. Jacobi. Mit 275 Textabbildungen. Verlag Hachmeister & Thal, Marienplatz 2, Leipzig 1925. Preis 4,50 Mark.

Das nunmehr in zweiter Auflage vorliegende Werk behandelt das gesamte Gebiet der Leitungsinstitution für Niederspannung. Im Abschnitt A kommt zunächst die Institution in trockenen Räumen zur Besprechung, und zwar sowohl die offene Verlegung, wie die Rohrdraht- und Rohrinstallation. Abschnitt B behandelt die Institution in feuchten, durchtränkten und mit ägenden Dünsten erfüllten Betriebsstätten und Lagerräumen. In drei weiteren Abschnitten werden die Institution in Sonderfällen, in elektrischen Betriebsräumen und der Freileitungen besprochen.

Übersicht über den heutigen Stand der Gleichrichter. Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Von Prof. Dr.-Ing. A. Güntherschulze und Dr. Werner Germershausen. Mit 79 Abbildungen, 111 Seiten. Verlag Hachmeister & Thal, Leipzig 1925. Preis 4,— Mark.

Das Buch ist für die Praxis geschrieben und wendet sich an alle, die Gleichstrom verwenden möchten und nur über Wechselstrom verfügen. Allen diesen, den Betriebsingenieuren, Ärzten, Rundfunkliebhabern und Studenten der Elektrotechnik soll es ermöglichen, sich ein Urteil darüber zu bilden, welche Vorzüge und Nachteile die verschiedenen auf dem Markt befindlichen Gleichrichter haben und welche Typen sich für die verschiedenen Verwendungszwecke am besten eignen.

Einführung in die Fräselei. Gemeinverständliche Darstellung der modernen Maschinen, Apparate und Werkzeuge und ihre Bedienung. Von Ing. A. Schubert. Bibliothek der ges. Technik. Bd. 318. Leipzig 1925. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 1,55 Mark.

Das Buch soll dem im Maschinen- und Werkzeugbau tätigen Arbeiter, der sich auf dem Gebiete der Fräselei praktisch betätigen will, eine leichtfaßliche Anleitung für seine Tätigkeit geben, die ihm ermöglicht, seine Leistungen im eigenen Interesse zu steigern. Gut wiedergegebene Abbildungen erleichtern das Verständnis des Textes; ein ausführliches Sachregister ermöglicht ein rasches Nachschlagen. Dem Buche ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

Elemente der Graphostatik. Lehrbuch für technische Unterrichtsanstalten und zum Selbstunterricht mit vielen Anwendungen auf Maschinenbau, Eisenhoch- und Brückenbau. Von Gewerbestudienrat Ing. G. Dreyer. Achte, vermehrte Auflage. Leipzig 1925. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 5,— Mark.

Das in zahlreichen Auflagen bewährte Buch ist jedoch wieder neu erschienen. Die Einteilung des Stoffes wurde beibehalten, jedoch konnten einige Abschnitte wesentlich erweitert und verbessert werden. Das Buch hat sich auch durch seine klaren und deutlichen Abbildungen glänzend bewährt.

Mathematische Formelsammlung. Von Gewerbestudienrat P. Gruhn. Sechste, neubearbeitete Auflage. Leipzig 1925. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung. Preis 1,20 Mark.

Die rasche Folge der Auflagen spricht dafür, daß sich diese Formelsammlung bewährt hat.

Die Elemente der Differential- und Integralrechnung in geometrischer Methode. Dargestellt von Prof. Dr. R. Düring. Ausgabe B für höhere technische Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Mit zahlreichen Beispielen. Leipzig 1925. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung.

Das Buch erscheint in achter, verbesserter Auflage, was wohl der beste Beweis für seine Brauchbarkeit ist.

Das Polarisationsmikroskop. Von Dr. Ernst Weinschenk, weiland o. ö. Professor der Petrographie

an der Universität München. Mit 217 Abbildungen. Fünfte und sechste, verbesserte Auflage, bearbeitet von Dr. Josef Stiny, Professor an der Technischen Hochschule in Wien. Gr. 8° (VIII und 160 Seiten). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Preis geb. in Leinwand 7,40 Mark.

In der fünften und sechsten Auflage der vielbenutzten kurzen Anleitung zum Arbeiten mit dem Polarisationsmikroskop ist die bewährte Anordnung des Stoffes völlig beibehalten worden. Die Zahl der Abbildungen wurde beträchtlich vermehrt und hierdurch das Verständnis des Stoffes sehr gefördert; dadurch werden die Schwierigkeiten, die dem Anfänger beim Arbeiten mit dem Polarisationsmikroskop entgegenreten, vermindert und ihre Überwindung erleichtert.

Die Kunst, geistig vorteilhaft zu arbeiten. Von Dr. Janert. 6. Aufl. Franck'sche Verlagshandlg., Stuttgart. 1,20 Mk., geb. 2,— Mk.

Ein empfehlenswertes Taylorsystem.

Geldner, Betriebskalender und Handbuch für praktischen Maschinenbau. 2 Bände, etwa 800 Seiten mit etwa 500 Abb., mit vielen Tabellen. Herausgegeben von Dipl.-Ing. A. Wiegand unter Mitwirkung des Deutschen Werkmeister-Verbandes Düsseldorf. Beide Bände zusammen: kart. 4,50 Mk.

Ein wirklich vortrefflich zu nennendes Handbuch für jeden Fabrikleiter, Werkmeister, Monteur, Kalkulator, techn. Betriebsbeamten und Fachschüler.

Das Verkehrsbüchlein für alle. Von Obering. R. A. Tramm, Sachverständiger für die Berliner Straßenbahn u. a. Verkehrsunternehmungen. Mit 45 Abbildungen und vielen Merkregeln. Verlag Erich Deleiter, Dresden A 16.

Wie man täglich beobachten kann, hat sich die Menschheit dem in den letzten Jahrzehnten immer riesiger anschwellenden Verkehr und seinen Gefahren bis jetzt nur unvollkommen angepaßt, so daß z. B. in Deutschland jährlich 40- bis 50 000 Menschen im Verkehr verunglücken. Dieses Büchlein ist in seiner geschickten, eindringlichen Darstellung sehr geeignet, bei allen, die es angeht, eine Besserung herbeizuführen. Es eignet sich sehr zur Massenverteilung durch Behörden usw. und wird zu diesem Zweck für 0,30 Mark das Stück geliefert.

Glückauf. Ein Heimatbuch für Bergleute. Von R. Leich. Preis 2,— Mark, in Partien Rabatt.

Der Verfasser wendet sich an Herz und Gemüt des arbeitenden Bergmanns, um seine Arbeit zu befeuern. Ihn trieb die Liebe zum Bergbau und Bergmann, mit dem er als Sohn eines Industriepfarrers in Seifenkirchen und als langjähriger Pfarrer einer Bergmannsgemeinde enge Fühlung hat.

Du kannst kochen! Ein praktisches Kochlehrbuch von Alma Henschel, Lehrerin an der städtischen höheren Schule für Frauenberufe. Neunte Auflage. Mit fünf schwarzen und einer bunten Tafel. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig 1925. Preis geb. 5,— Mark.

Ein sehr brauchbares Kochbuch für den einfachen Haushalt, das sich auch als Kochlehrbuch für die Schule vorzüglich bewährt hat.

Illustrierte Technik für Jedermann. G. Hirths Verlag A.-G. München-Berlin. Das Heft 20 Pfg.

Auch diese, zum Zeitpunkt der Deutschen Funkausstellung Berlin erschienene neue Nummer zeigt die geradezu erstaunliche Reichhaltigkeit dieser zeitgemäßen Wochenschrift. In einem ausführlichen Leitartikel behandelt Dr.-Ing. e. h. Graf Arco die Frage: „Was bringt die kommende Wintersaison dem Rundfunk Neues?“ Ein Artikel „Moderne Funktürme“ von Postrat Thurn zeigt die Entwicklung der früheren Abspanntürme zu den isolierten, standfesten Dreieckstürmen. Von ähnlichem Wert sind alle Aufsätze dieser hervorragenden Zeitschrift.

Natur und Technik. Schweizerische Zeitschrift für Naturwissenschaften. Verlag Rascher & Co., A. G., Zürich. In mehreren Heften, die vom Jahrgang VII dieser Zeitschrift erschienen sind, bringt sie wiederum in knappen Darstellungen eine Fülle wertvollen Stoffes aus beiden Gebieten.

Wasserkraft. Jahrbuch 1924. Herausgeber Oberbaudirektor R. Dantscher, v. Prof., München, Ing. Karl Reindl, München. Mit 279 Abb. im Text und 13 Tafeln. Richard Pflaum, Druckerei und Verlags-A. G., München. Geb. 24,— Mk.

Einer besonderen Empfehlung bedarf dieses regelmäßig erscheinende Werk wohl nicht, das uns geradezu vorbildlich auf dem laufenden über das gesamte Gebiet der Wasserkraft hält.

Lauchhammer Bildguß.

In zwei hübschen Heften führt uns dieses Werk in Wort und Bild seine Erzeugnisse vor, wobei besonders auf „Die Plakette, ihre künstlerische Bedeutung als Porträt“ hingewiesen wird.

Württembergische Metallwarenfabrik Geislingen St., Abteilung für Galvanoplastik.

Was auf diesem Gebiet Schönes und Wertvolles geleistet wird und geleistet werden kann, erfahren wir aus den beiden Büchlein, woraus wir die Erzeugnisse auf den verschiedensten Gebieten in mustergültigen Darstellungen ansehen.

Mars, seine Rätsel und seine Geschichte von Robert Henseling. Mit 54 Abbildungen und einem farbigen Umschlag. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. Preis geh. 1,50 Mark, in Ganzleinen geb. 2,40 Mark.

Was wissen wir vom Mars? Viel und doch nichts. Dieser rotleuchtende Planet ist Gegenstand der astronomischen Forschung und das Nirgendland zahlloser Phantasten, die zu den unglaublichsten Schlüssen und Vermutungen gelangen. Der Verfasser berichtet uns fesselnd über alles, was man von diesem Planeten weiß.

Der Satrap. Blätter für Freunde der Lichtbildkunst. Herausgeber: Chemische Fabrik auf Aktien (vormals E. Schering), Berlin-Spindlersfeld.

Diese Blätter vermitteln uns einen Einblick in den Wert der Photographie und sie zeigen uns überzeugend, daß der Apparat in der Hand des Künstlers wirklich künstlerische Gebilde hervorbringen kann.

Der Bildwart. Blätter für Volksbildung. Vereinigung der Zeitschriften: Bild und Schule, München — Das Bildspiel, Berlin — Schul- und Volkskino, Zürich — Der Lehrfilm, Göttingen. Mit den amtlichen Mitteilungen des Reichsministeriums des Innern und den Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft der Bayerischen Lichtbildstellen und der Landesstelle für gemeinnützige Kunstpflege sowie der Thüringischen Landeslichtbilderstelle. Herausgegeben von Dr. Hans Ammann, München, und Walther Günther, Berlin.

„Das Wissen soll Gemeingut des Volkes werden und es soll kein Geheimnis mehr geben im Bereich der Natur.“ Dieses Wort Alexanders v. Humboldt setzt der Bildwart seinen trefflichen Ausführungen voran, womit er dem Leser das Wesen des Bildes beschreibt.

Der Kampf um Marokko. Von Albrecht Wirth. Mit einer Karte und vielen Bildern. Einhorn-Verlag in Dachau bei München. Preis brosch. 5,50 Mark, Ganzleinen 8,— Mark.

Die Blicke der ganzen Welt sind mit Spannung auf jenes Land gerichtet, wovon ein arabisches Sprichwort sagt: „Die Welt ist ein Pfau und Marokko ist sein Schweif.“ Eine völkische Welle überflutet gegenwärtig die ganze Welt, und sie brandet sehr hoch in Marokko. Für uns haben die hochwichtigen Ereignisse, die sich dort abspielen, doppelten Wert, weil die Rißkabeln rein germanischer Abstammung sind, Nachkommen der aus Spanien kommenden Vandalen. Der Verfasser erweist sich als großer Kenner, und zahlreiche Abbildungen unterstützen seine glänzende Darstellung.

Unter Zwergen und Gorillas zu weilen, muß eine abenteuerliche Sache sein. Die Zwerge sind als heimtückisch bekannt, und der Gorilla ist uns als Herkules des Affengeschlechts vertraut. Mit großem Interesse wird daher jeder das soeben bei Brockhaus erschienene Buch des Prinzen Wilhelm von Schweden lesen, das den Titel „Unter Zwergen und Gorillas“ führt und mit trefflichen Aufnahmen von Menschen, Tieren und Landschaften sowie mit Karten reich ausgestattet ist. Preis gebunden 9,50 Mark.

Weitab von der überfüllten Zivilisation führt das Werk nach Wäldern und Steppen Afrikas, die seit Urzeiten unberührt sind, nach Pfaden, die kein Weißer begangen hat. Die unendliche Weite der Steppe, ihre Verlassenheit, ihre Gefahren und Freuden und die vielgestaltige Tierwelt haben es dem Verfasser angetan, der sich auch als Dichter ausgezeichnet hat. Wie kaum ein anderer vermag er diesem Zauber des schwarzen Erdteils Ausdruck zu verleihen. Aber sein Buch ist beileibe keine Dichtung. Es ist wirklichkeitstreuere Schilderung dessen, was ein von glühender Liebe zu seinem Gegenstand besessener Naturfreund und Poet gesehen und erlebt hat. Rücksichtslose Wahrheitsliebe, tiefer sittlicher Ernst und eine schöne Form geben dem Buch seinen Wert und werben dem Verfasser, der seine Person überall in vornehmer Bescheidenheit in den Hintergrund stellt, die Sympathie der Leser.

Unter der Glutsonne Irans. Von Oskar von Niedermayer. Kriegserlebnisse der deutschen Expedition nach Persien und Afghanistan. Mit einer Karte und vielen Bildern. Einhorn-Verlag, Dachau. Preis br. 7,— Mark, Ganzleinen 10,— Mark.

Früher war der Held einer, der wählte und konnte; denn er hatte die Freiheit. Heute, wo Organisation herrscht, ist Freiheit eine rare Sache; denn sie ist das Gegenteil der ersten. So sind auch die wirklichen Helden allgemach selten geworden. Und selbst der vierjährige Krieg, der so viele stille Helden gemacht hat, nährt wenig die überkommenen romantischen Vorstellungen vom Heldentum.

Der Held im Weltkrieg, der nicht nur das Werk tat, sondern auch durch seine Person mit demselben aufs dichteste verknüpft war — der nicht nur Führer war, sondern auch leibliche Gefahren bestand — der, während im Westen das Völkerringen schon stumpfsinnig wurde, in seiner isolierten Stellung noch wagen und wagen konnte — dieser Held ist Oskar von Niedermayer.

Auch Persien erregt durch große politische Umwälzungen die Aufmerksamkeit der Welt.

Tibet einst und jetzt. Von Sir Charles Bell. 335 Seiten Text mit 91 bunten und einfarbigen Bildern und einer Karte. In Ganzleinen gebunden 18 Mark, in Halbleder 23 Mark. F. A. Brockhaus, Leipzig.

„Seiner Heiligkeit dem Dalai Lama in dankbarer Erinnerung an seine langjährige Freundschaft“, diese Widmung setzt Sir Charles Bell seinem hochbedeutenden Buche „Tibet einst und jetzt“ voran, das soeben, von Dr. Carl Hanns Pollog ins Deutsche übertragen, erschienen ist. „Das Land der Wunder und Probleme“, die „verbotene Stadt“, sind also nicht länger dem Europäer verschlossen? In der Tat, ein neues Zeitalter der Geschichte Tibets ist herausgezogen. Zum erstenmal seit der Zeit des Warren Hastings, des ersten und bedeutendsten Gouverneurs von Indien, weilten Weiße als Gäste der tibetischen Regierung in Lhasa, zum erstenmal überhaupt in der Geschichte dieses geheimnisvollen Landes zog eine offizielle europäische Gesandtschaft über die sturmgepeitschten Pässe des Himalaja in das Herz Tibets. Ein hochbedeutendes politisches Dokument wird das Buch durch das unumwundene Eingeständnis des Autors, welch wichtiger Faktor das abgeschiedene Tibet heute geworden ist; hängt doch von seiner Freundschaft nichts Geringeres ab als die Sicherheit des indischen Kaiserreichs im Norden.

Rings um Jerusalem. Von Hans Much. Mit 24 Tafeln orientalischer Baukunst. Preis broschiert 5,— Mark, Ganzleinen 8,— Mark. Einhorn-Verlag, Dachau bei München.

Reisen nach Palästina sind seit Anfang unseres Jahrhunderts nichts Seltenes mehr. Juden und Christen sind in den letzten Jahrzehnten

in großen Scharen in dies Land gepilgert: „für die einen ist es das schöne, sehnsuchtumspielte Land ihrer Väter, für die anderen die Heimat ihres Meisters oder Mythos“. Deutsche Kultur fand weiteste Ausbreitung in Jerusalem, und deutsche Ärzte bemühten sich um die Gesundung des Landes. Auch dieses Land beginnt in den Vordergrund zu treten als Versuchsfeld für den Zionismus. Prof. Hans Much ist in weiten Kreisen durch seine Bücher über Buddhismus, norddeutsche Backsteinarchitektur und über den indischen Kaiser Akbar bekannt, und niemand versteht es besser als er, mit zündenden Worten von den Schönheiten des Orients zu reden.

Die deutschen Alpen. Ein Bilderbuch mit 100 Bildern. Geleitwort und Bildertext von Hans Karlinger. 3,50 Mark, Geb. 4,80 Mark.

Das deutsche Meer. Ein Bilderbuch mit 100 Bildern. Geleitwort und Bildertext von Hans Much. Beide im Einhorn-Verlag in Dachau bei München. 3,50 Mark, Geb. 4,80.

Die Großartigkeit der deutschen Alpen, ihre traulichen Stätten und die Eigenart ihrer Bewohner erscheinen in diesen trefflichen Bildern vor unseren Blicken. Nicht minder das ganz anders geartete Gebiet des ewigen Meers — Nord- und Ostsee und ihre Umgebung. Wir können uns kein besseres Weihnachtsgeschenk denken.

Japan und die Japaner. Eine Landeskunde von Dr. Karl Haushofer, Prof. an der Universität München, mit 11 Karten im Text und auf 1 Tafel. Preis geh. 5,— Mark, geb. 6,— Mark. B. G. Teubner in Leipzig. Deutschen Forschern war es wiederholt bestimmt, die Zustände Japans in wichtigen Wendepunkten seiner Entwicklung als staatliche Lebensform durch Augenblicksaufnahmen festzuhalten, gleichviel ob es nur freundliche Fügung des Zufalls war, oder ob innere Zusammenhänge dabei eine Rolle spielten, die stärker sind als die bedauerliche Gleichgültigkeit des Alltags und die Stumpfheit der Menge gegen solche Mächte, die ihrem Gesichtskreis ferner liegen und die doch dereinst schicksalsbestimmend für sie werden können. Es ist dringend nötig, daß wir nicht wiederum in die verständnislose Behandlung wichtiger staatlicher Lebensformen Japan gegenüber wie vor dem Kriege verfallen.

Amerika, wie ich es sah. Reisefestizzen eines Ingenieurs, von Franz Westermann, Direktor. 3,— Mk. Halberstadt, H. Meyer's Buchdruckerei-Abteilungs-Verlag 1925.

Mit seiner überaus anschaulichen Darstellung amerikanischer Verhältnisse weist der Verfasser die Notwendigkeit betriebswirtschaftlicher und politischer Umstellung für Deutschland nach.

Das Geheimnis der Eskimos. Von Vilhjalmur Stefansson. Vier Jahre im nördlichen Kanada. Mit 85 Abbildungen und zwei Karten. Preis in Leinen geb. 16,— Mark. Leipzig, F. A. Brockhaus 1925.

Änderung aller bisherigen Ansichten, Bruch mit der Überlieferung über die Verhältnisse im nördlichsten Eismeer, das ist der Grundgedanke der Reisen und Forschungen von Vilhjalmur Stefansson, dem deutschen Leser kein Unbekannter mehr durch seine beiden Werke, das kleine „Jäger des hohen Nordens“ und das große „Länder der Zukunft“. Jetzt erzählt er in diesem dritten Werk von seiner ersten großen Expedition nach dem Norden, zu der er, getreu seinen Theorien, mit geringer Ausrüstung auf leichtem Schlitten aufbrach. So brauchten ihm, dem anscheinend armen Mann, die Eskimos nicht ihr Sonntagsgesicht zu zeigen wie dem reichen Walfänger. Da er keine sichtbaren Mittel besaß, taten sie alles ohne Aussicht auf Belohnung; sie luden ihn ein, behandelten ihn gastfrei und höflich, nicht anders als einen der Ihrigen. So hatte er Gelegenheit, reiche volkstümliche Beute zu sammeln, von der als ein Beispiel erzählt sein mag, daß er sah, wie eine Mutter ihrer jungen Tochter die Milchzähne mit einer Sehne auszog, sie in Fleisch wickelte und an die Hunde verfütterte.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weisse. Mit 30 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln mit einer Dialekttarte Deutschlands. (Aus Natur und Geisteswelt. 16. Bändchen.) Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1917. Preis geb. 2,— Mark.

Diese neue, fünfte Auflage schließt sich ihren Vorgängerinnen würdig an und befestigt aufs neue den vortrefflichen Ruf dieser Darstellung.

Streifzüge durch Wald und Flur. Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern von weil. Bernhard Landsberg und weil. Dr. W. L. Schmidt. Sechste Auflage. Von Dr. A. Günther. Mit zahlreichen Originalzeichnungen und Abbildungen. Preis geb. 4,80 Mark. B. G. Teubner, Leipzig 1921. Wir wüßten besonders der Jugend kaum ein besseres Buch als dieses zu empfehlen.

Der Kampf um den Everest. Von G. J. Finch. Deutsch von Walter Schmidkunz. Über 200 Seiten mit 88 Abbildungen und Photographien des Verfassers, einer Ansteigstizze und zwei Karten. Preis in Ganzleinen gebunden 11,— Mark. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Dieses prächtige Werk bietet die beste und die einzige Übersicht eines Teilnehmers über alle bisherigen Versuche der Engländer, den Gipfel der Berge zu gewinnen, und Finch versteht es, das Ringen um den Erfolg meisterhaft zu schildern. „Ein Volk, das Abenteuerlust und Pioniergeist verloren hat, gibt sich selbst verloren“, mit diesen Worten schließt Kapitän Finch, der erfolgreichste Besteiger des höchsten Berges der Erde, seine mit Begeisterung aufgenommenen Vorträge.

Das Büchlein der werdenden Mutter. Von Marianne Fleischhack. Preis broschiert 2,50 Mark, Geb. 3,50 Mark und 4,— Mark. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn, 1925.

„Eine Mutter soll sich freuen auf ihr Kind mit ganzer Seele und von ganzem Herzen. Wenn sie sich nicht freute mit erfüllter Seele, so verdient sie den Namen Mutter nicht.“ Das ist der leitende Gedanke, den die Verfasserin in eindringlichen, herzlichen Worten ausdrückt. Sieben schöne Radierungen schmücken das ansprechende Büchlein.

Rheinland und Sicherheitsfrage. Von Helmut Böttcher. Frankreichs Verlangen nach Sicherung gegenüber Deutschland im Spiegel der Geschichte. Mit 13 Karten. Preis 2,— Mark. E. S. Mittler & Sohn, Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 68.

„Rheinland und die Sicherheitsfrage. Frankreichs Verlangen nach Sicherung gegenüber Deutschland im Spiegel der Geschichte“, diese brennende Frage der deutschen Außenpolitik macht Helmut Böttcher zum Gegenstand einer Studie. In übersichtlicher Darstellung vermittelt er dem Leser von parteipolitisch neutralem Standpunkte aus die geschichtlichen Unterlagen zur Beurteilung der deutsch-französischen Verhandlungen über den Abschluß eines Sicherheitspactes, die er durch 13 Kartenskizzen veranschaulicht.

Die Staats- und Soziallehre des Papstes Leo XIII. Von Dr. Otto Schilling, Prof. an der Universität Tübingen. Preis brosch. 6,40 Mark, geb. 7,60 Mark. J. P. Bachem, G. m. b. H., Köln.

In einer zusammenfassenden Darstellung, die den hervorragenden Kenner des gewaltigen Stoffes verrät, schildert der Verfasser systematisch die Doktrin Leos XIII., des großen sozialen Papstes.

Die bewegenden Kräfte in der deutschen Volksgeschichte. Von Karl Brinkmann. Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1922. Preis 1,20 Mark. Ein Beitrag zur politischen Soziologie.

Das deutsche Volk, d. h. die heute in deutscher Sprache und Gesittung zusammenlebende Gemeinschaft, hat ein so merkwürdiges geschichtliches Schicksal gehabt, daß es sich selbst und anderen Völkern immer wieder bald als bevorzugt und auserwählt, bald als verstoßen oder gar als verrückt erschienen ist. Der Verfasser versucht mit Erfolg, in die tiefe Schwierigkeit der „Deutschen Frage“ einzudringen.

Deutschland in den weltgeschichtlichen Wandlungen des letzten Jahrhunderts. Von Dr. Franz Schnabel, v. Prof. der Geschichte an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Mit 16 Bildnissen in Kupfertiefdruck. B. G. Teubner, Leipzig. Preis geh. 7,— Mark, geb. 9,— Mark.

Der Verfasser geht von der richtigen Ansicht aus, daß wir Darstellungen der deutschen Geschichte genug haben, daß aber vor den Aufgaben der

Gegenwart eine neue Einstellung und eine Wandlung der Auffassung nötig ist. Diese neue Einstellung vermittelt uns der Verfasser in hervorragender Weise, und das Werk verdient beste Empfehlung.

Politische Geheimverbände. Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart des Geheimbundeswesens. Von Dr. iur. Dr. oec. publ. Franz Schwyer, Staatsrat, Staatsminister a. D. in München. Lex.-8° (VIII und 230 Seiten). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Preis geb. in Leinwand 6,50 Mark.

In diesem Buche schildert der frühere bayerische Innenminister Tun und Treiben, Grundzüge und Ziele einer größeren Zahl von Geheimverbänden und Geheimbewegungen, die entweder unmittelbar in die Geschichte der Völker eingegriffen oder wenigstens die politische Denkwelt ihrer Zeit stärker beeinflusst haben. Von den Freimaurern bis zu den nationalpolitischen Verbänden der Gegenwart werden die wichtigsten weltanschaulichen, sozialen, revolutionären und nationalen Geheimbestrebungen in den Kreis der Darstellung einbezogen. Der Verfasser läßt zunächst lediglich die geschichtlichen Tatsachen sprechen, die er mehrfach durch eigene Erlebnisse und Erfahrungen zu ergänzen weiß. Diese Tatsachen reden eine deutliche Sprache. Seine Schilderung des Bolschewismus ist z. B. ganz vorzüglich, ebenso der Ursache des Mißerfolges der völkischen Bewegung in Deutschland. Aber trotzdem läßt der Verfasser häufig die nötige Unparteilichkeit vermissen, und wenn er Verbände, die keine Geheimverbände sind, in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, dagegen andere mächtige, über den ganzen Erdbreis verbreitete Verbände, deren Einfluß nicht geleugnet werden kann und die aber ganz bestimmt als Geheimorganisationen angesprochen werden müssen, aus seiner Darstellung ausschließt, so ist das eine unzulässige Parteilichkeit. Auch seiner Ansicht über die Macht der Geheimverbände können wir nicht beipflichten. Immerhin ist sein Buch sehr lesenswert.

Grundzüge der Deutschkunde. Herausgegeben von Dr. W. Hoffstaetter, Studienrat, Dresden und Dr. F. Panzer, o. Prof. in Heidelberg 1925. Verlag B. G. Teubner in Leipzig. Erster Band.

Mit Beiträgen von Dr. Klaudius in Frankfurt a. M., Geh. Regierungsrat Dr. Karl Brandt, o. Prof. in Göttingen, Dr. Ewald A. Boude, a. o. Prof. in Heidelberg, Dr. Andreas Heusler, o. Prof. in Basel, Dr. Hermann Albert, o. Prof. in Berlin, Geh. Hofrat Dr. Karl Neumann, o. Prof. in Heidelberg. Die Deutschkunde soll nach den neuen Bestimmungen im Mittelpunkt des Unterrichts an den höheren Lehranstalten stehen. Das vorliegende Werk stellt nach Möglichkeit alle Auswirkungen unseres völkischen Seins dar und zeigt in meisterhaften Abhandlungen auf verschiedenen Gebieten die Bedingungen, unter denen es erwuchs und abrollte.

Seestern: Fu, der Gebieter der Welt. Preis geh. 4,— Mark, Halbleinen 5,— Mark. Verlag Theodor Weicher. Leipzig 1925.

Der selbstmörderische europäische Krieg hat Ostasien erst zum Bewusstsein seiner Macht gebracht. Achtundert Millionen Japaner, Chinesen und Indier fordern immer lauter den politischen Rückzug Europas aus Asien. Die Handlung des Buches wächst aus der unmittelbarsten Gegenwart heraus, und wenn uns der Verfasser eine einzelne Persönlichkeit, Fu, als Gebieter der Welt schildert, so beweist er damit seine Kenntnis des chinesischen Geheimbundeswesens, das wir selbst aus eigener Anschauung kennen, von dessen ungeheurer Macht aber der Europäer im allgemeinen keine Vorstellung hat.

Velle, der Eroberer. Roman in zwei Bänden von Martin Andersen Nexø. Übertragung von Mathilde Mann aus dem Schwedischen in drei Bänden. Insel-Verlag 1920. Preis in Halbleinen 8,— Mark.

Kernige, echte Seemannsgestalten, Lieb und Leid aus dem Leben dieser schwedischen Küstenbevölkerung erscheinen in spannender Handlung vor unserem Geist. Man sieht lebendig das Brausen des ewigen Meeres und atmet die frische Seeluft, man hört den Sturmwind pfeifen und wird fortgerissen von dem Heldennut einfacher starker Männer. Es ist nicht gewagt, wenn wir den Verfasser mit Dickens auf eine Stufe stellen.

Hans im Glück. Von Henrick Pontoppidan. Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Mann. Zwei Bände. Preis in Leinen 12,— Mark. Verlag wie oben.

Auch mit diesem Roman hat die Übersetzerin einen sehr glücklichen Wurf getan. Er verschafft uns einen Einblick in das Leben der dänischen Gesellschaft, die uns leider so unfreundlich gesinnt ist. Der Roman sei hiermit bestens empfohlen.

Das Grafendorli. Von Hedwig Dransfeld. Erzählung für junge Mädchen. Mit 4 Bildern von Fritz Berger. Gebunden 1,50 Mark. Verlag Bachem in Köln.

Das elternlose Grafendorli hat schwere, schmerzliche Kämpfe zu bestehen mit seinem stolzen Herzen im Hause seiner reichen, aber lieblosen Verwandten. Klar und lebenswahr zeichnet die Verfasserin die verschiedenen Personen, die in das Schicksal Grafendorles eingreifen.

Das rote Haus. Eine lustige Ehegeschichte von E. Nesbit. Mit 7 Bildern. Gebunden 6 Mark. Verlag Bachem, Köln.

Wer einmal die Sorgen des Lebens abstreifen und herzlich lachen will, der besuche das junge Ehepaar in dem halbverfallenen roten Haus.

Versiegelte Lippen. Erzählung aus dem irischen Volksleben von Ad. Jos. Cüppers. Mit 4 Bildern. Gebunden 1,50 Mark. Verlag Bachem, Köln.

Der Verfasser liebt historische Stoffe und versteht es, sie mit warmem Leben zu erfüllen. Er führt uns nach Irland und schildert in warmen Tönen Sitten und Gebräuche des armen geknechteten Volkes.

Robert von Saveray. Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge von Albert Josef Cüppers. Mit 4 Bildern. Gebunden 1,50 Mark. Verlag Bachem, Köln.

Taten und Schicksale Robert von Saverays, der sich dem Kreuzzuge Ludwig VII. anschließt, erscheinen in farbenprächtigen Bildern vor unseren Augen.

Allzeit wahrhaftig. Erzählung von Sofie von Follenius. Mit 4 Bildern. Gebunden 1,50 Mark. Verlag Bachem, Köln.

Frisch aus der Gegenwart heraus schildert die Erzählung moderne Menschen und moderne Ideen, indem sie von einem vorzüglich geleiteten Mädchenpensionat ausgeht. An drei Mädchengestalten sehen wir die Früchte der guten und der verkehrten Erziehung.

Goldgräbergeschichten von Francis Bret Harte. 1,50 Mark. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet.

Die Zahl der Hauschachbücher mit dem bekannten bunten Schachbrettmuster aus dem Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet steigt rasch und zielsicher weiter. In die Reihe der Meistererzählungen, die in dieser trefflichen, volkstümlichen Sammlung geboten werden, sind — als 46. Band — die berühmten „Goldgräbergeschichten“ des amerikanischen Dichters Francis Bret Harte aufgenommen worden.

In tragisch-dramatischen Einzelschicksalen wächst eine farbige, wilde Welt aus den acht Erzählungen heraus. Sie führen in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück und schildern das harte, abenteuerliche Leben kalifornischer Ansiedler und Goldsucher. Es sind meist tolle Gesellen, Outfitter, von der Gesellschaft geächtete und Verfolgte, die ihr Glück in den Minen suchen und dabei wieder hoch kommen oder elend zugrunde gehen. Viele von ihnen sind unheilbare Trinker und Spieler, die in ihrer Leidenschaft Hab und Gut auf die letzte Karte setzen. Daneben schleichen Verbrecher, die zuweilen entdeckt und von der Lynchjustiz gerichtet werden.

In eine andere Welt, nach Mazedonien und nach Rom führt uns der Band „Das Zaubershaus, Künstlergeschichten von Franz Rugler“, das wir gleichfalls als unterhaltenden Lesestoff bestens empfehlen.

Wetter und Wirbel. Altkölnische Geschichten. Preis 9,— Mark. J. P. Bachem, Verlag, Köln.

Wer sich aus dem öden Klatsch der üblichen geselligen Unterhaltung einmal herausretten will, der greife zu diesem Buch.

Sechzehn Geschichten aus alter Zeit, aus Kölns bewegter Vergangenheit, schießt der Verfasser hier zu einem bunten leuchtenden Kranz. Wild braust erschütterndes Geschehen, woltenballend und wirbelnd, durch die Jahrhunderte, durch die Straßen und Gassen des „hilligen Köllen“. Da wühlt Plekttrudis, die Frankenkönigin, gierig in ihren Schätzen. Da erhebt sich erwachender Bürgerstolz wider Annos grimmige Macht, um Freiheit und Ehre kämpfend. Brandesglut loht auf, sengend fallen die Geißler in die Judenstadt. Sellend heult der Schall der Weberglocke. Wider den stolzen Karl den Kühnen zieht Köllen reisig ins Feld.

Der Weg nach Sanssouci. Fränkische Novellen von Sophie Hochstetter. Preis brosch. 2,— Mark, Leinen 3,— Mark. Einhorn-Verlag, Dachau bei München.

In formvollendeter Sprache versteht uns die Verfasserin in lebendiger, anschaulicher und unterhaltender Schilderung in die Zeit des Alten Fränk.

Tapfer und Treu. Von J. Spielmann, S. J. Memoiren eines Offiziers der Schweizergarde Ludwigs XVI. Historischer Roman in zwei Bänden. 14. und 15. Auflage. (34.—37. Tausend.) (Gesammelte Romane und Erzählungen. Volksausgabe III./IV.) 12° (VI und 286 Seiten; VI und 290 Seiten; ein Plan.) Preis geb. in Leinwand 7,40 Mark. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.

Ein hohes Lied der treuen Schweizer, Offiziere und Soldaten, die ohne zu wanken und gemäß ihrem Eide auch in höchster Not zu Ludwig XVI. halten und schließlich im Kampf um die Tuilerien den Tod finden.

Rudolf Herzogs Gesammelte Werke. Dritte Reihe in sechs Bänden. 1.—10. Tausend.

Band 1: Die Buben der Frau Opterberg. Band 2: Kameraden. Band 3: Wieland der Schmied. Band 4: Das goldene Zeitalter. — Der Adjutant. Band 5: Germaniens Götter — Die Nibelungen — Preußens Geschichte. Band 6: Dramen: Die Condottieri — Auf Nissenskoog — Der letzte Kaiser — Hergottsmusikanten — Stromübergang.

Jede der drei Reihen vornehm in Ganzleinen gebunden 40,— Mark, in Halbleder 65,— Mark. Cottascher Verlag in Stuttgart und Berlin.

Mit dem Erscheinen der dritten Reihe findet eine Sammlung ihren Abschluß, die, in 18 Bänden das Schaffen des erfolgreichsten deutschen Schriftstellers der Gegenwart abspiegelnd, als Dokument eines reichen, phantastischen Talentes und männlichen, vaterlandsliebenden Wesens in keiner Bibliothek fehlen sollte. Unsere Bürger, unsere Arbeiter und unsere Frauen sollen Rudolf Herzog lesen.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Ein Bild seines Lebens in Briefen, Tagebuchblättern und zeitgenössischen Zeugnissen von Hans Wahl. Broschiert 6,50 Mark, Ganzleinen 10,— Mark. Einhorn-Verlag, Dachau bei München.

Der Leiter des Weimarer Goethe-Nationalmuseums, der schon vor Jahren bei Riepenhauer als Beitrag zur Charakteristik des Prinzen Louis Ferdinand das Tagebuch seines Adjutanten Karl von Nostitz veröffentlichte, hat sich mit dieser neuen, größeren, zusammenhängenden Arbeit, die auf Grund von Archivforschungen und Übersetzungen wichtiges, bisher unbekannt gebliebenes Material zur Lebensgeschichte des Prinzen beiträgt, ein unbezweifelbares Verdienst erworben, das um so höher einzuschätzen ist, weil es in diesem Augenblick alle Spuren, die sein kurzes, flammendes Dasein auf dem Genieritt durchs Leben hinterlassen hat, auffängt und wiedergibt und damit eine der liebsten, wertvollsten und gesinnungsvollsten Gestalten deutschen Freiheitskämpfers im Abglanz seiner eigenen Zeit und Persönlichkeit heraufbeschwört, wo uns die genialen Träger eines vergangenen Preußentums not tun. Nur ganz knapp wird vor jedem Teil die historische Zeit und Lebenslage gezeichnet als das Knochengerrüst eines blutvollen glühenden Lebens, wie es uns unmittelbar aus der Fülle echter, lebendiger, anschaulicher Zeugnisse von seiner Hand und der seiner Genossen und Freunde überliefert wird. Nicht die Geschichte, die Person, der Geist dieses Louis Ferdinand weht uns hier aus dem Grunde seiner Zeit an, so wie ihn Friß von Unruh im Drama unserer Tage gestaltet hat.

Dr. St.

„Papst und Kaiser im Dorf.“ Erzählung von Heinrich Federer. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Unter den Romanen, die die letzten Monate gebracht haben, steht der Federers mit an erster Stelle. Was man an der, schon in ihren ersten Veröffentlichungen ihre kostbare Eigenart und innere Sicherheit zeigenden und von Werk zu Werk erstarkten Dichterpersönlichkeit von je bewundert hat, das zeigt auch dieser, von seinem Verfasser bescheiden Erzählung genannte, aber in seiner Abrundung vollgültige Roman, dem durch die Verleihung des Gottfried-Keller-Preises der Bodmer-Stiftung in Zürich verdiente äußere Anerkennung geworden ist. Es ist wieder die schlichte, einfache, ungemein herzhaft, dabei aber durchaus nicht der Schönheit entbehrende, ganz den Kern des Wesens des Dichters widerspiegelnde Darstellungsart, die köstliche Frische des Vortrags, der trockene Humor, die Zartheit und Reinheit des Empfindens, die wieder und wieder aus Einzelheiten, aus Worten und aus Geschehnissen hervorleuchtende, verstehende Güte, die auch in scheinbaren Fehlern noch den versteckten guten Kern sieht und ihn hervorhebt, die packen und erfreuen. Dazu das ergreifende Geschehen, der Kampf zwischen den beiden Dorfgezwungen, die in ihrer Eigenart gezeichnet und so

zur Darstellung gebracht zu haben, daß keinem von beiden unrecht gegeben werden kann und beiden vom Leser Verständnis entgegengebracht wird, kein schlechtes Zeugnis für Federers Darstellungskunst bedeutet. Mit diesem Roman hat sich Federer in die erste Reihe der lebenden Erzähler gestellt.

Dr. H. S.

Die Chronik von Sankt Johann. Kurt Wolff, Verlag.

Die Bezeichnung Chronik könnte irreführen. Nicht ein einzelner, objektiv aufzeichnender Chronist berichtet hier, was er als Zeuge erlebt, sondern die von Jugendfrische und Jugendlust, von Begeisterung für das Natürliche, das Reine und Schöne schäumende Gesellschaft nicht alltäglicher Menschen, die sich in dem Sankt Johann genannten Hause zu Füßen der Bergriesen und am Ufer des träumenden Sees zusammengefunden hat, um hier, fern der Großstadt, ihrer Innatur und ihrem Hasen nach Besitz und Ruhm, ein Leben zu führen, das den Menschen im Einzelwesen in erster Linie zu seinem Recht kommen lassen soll, die spiegelt sich in den Eintragungen, die die Mitglieder der Gemeinschaft von Sankt Johann der Chronik ihres Hauses anvertrauen. Von ihrem Erleben, äußerem wie innerem, berichten da der Maler, der Dichter, der Wahrheitfucher, die Träumerin, die Lebenshungrige und die Mütterliche, während sie noch mitten im Auf und Ab dieses sie in ihrem Innersten erschütternden, Leidenschaften auslösenden Erlebens stehen. Nicht was in dem einen Sommer, den das Haus von Sankt Johann erwachen, blühen und vergehen sieht, sich an Ergötlichem und Erhebendem, an Erschütterndem und Niederdrückendem im Schutze der Mauern dieses Hauses, unter den blühenden Bäumen seines Gartens, auf den Gluten des Sees ereignet, stellt das Wesentliche dieses Buches dar, sondern wie sich in ihm und mit ihm die Menschen von ausgeprägter Eigenart zeigen und entwickeln, die in den Bekenntnissen dieser Chronik leben. Es weht wie Morgenwind durch dieses Buch, das man gelesen haben muß, will man sich nicht eines Genusses und eines Gewinnes berauben.

Sch.

Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus. Von Richard Hamann. Mit 362 Abbildungen im Text und 10 mehrfarbigen Tafeln. Schrift und Ausstattung von Prof. Walter Siemann. Geheftet 28 Mark, gebunden 36 Mark, Halbfanz 45 Mark. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Der Marburger Kunsthistoriker, dessen Buch über Rembrandts Radierungen bemerkenswert war, der mit seinen eigenwilligen Untersuchungen über eine südfranzösische Vorrenaissance Interesse erweckte und durch die guten Bildaufnahmen der aus dem Kreise des Marburger Universitätsseminars hervorgegangenen Kunstbücher weithin fruchtbare Arbeit schuf, legt mit diesem umfangreichen (über 460 Seiten fassenden), sauber und schön in allen Teilen (auch in den notwendig verkleinerten Bildbeigaben, die mit Sorgfalt behandelt sind) angelegten Werk die zweite, stark erweiterte, d. h. umgeschaffene Auflage seiner „Malerei des 19. Jahrhunderts“ vor, die in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ neben einer allgemein zusammenfassenden „Ästhetik“ von seiner Hand erschienen war. Der neue Titel zeigt äußerlich bereits die Grenzerweiterungen an, die das Thema nunmehr erfassen hat. Mit dem Rokoko ist fast das ganze 18. Jahrhundert hinzugekommen, ferner die vielspältigen Bestrebungen der Übergangszeit vor Beginn des bürgerlichen Zeitalters in der Malerei, wie sie ihren Ausdruck im reinen Klassizismus, vor allem aber in den Vertretern einer frühzeitigen naturalistischen und romantischen Art des Sehens findet, die wie Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich erst von der Gegenwart entdeckt wurden, und deren Schätzung sich gerechtfertigt hat, vor deren Überschätzung aber gewarnt werden muß! Das Nazarenertum des beginnenden neuen Jahrhunderts sieht der Verfasser als eine Zeit der Restauration, der Wiederherstellung vergangener Dinge an, nur mit unzureichenden Mitteln. Die gute Gestaltung sollte die fehlende Kraft ersetzen. Den Hauptteil, im wesentlichen aus dem früheren Werk übernommen, faßt Hamann zur „Malerei der Biedermeier- und Gründerzeit“ zusammen, ein Name, der die historische Geltung dieser Kunst gut umschreibt. Das Suchen nach der Landschaft, das Werben um den Menschen, die Annäherung zur Intimität, das Werden der wenigen wirklichen Charaktere wird in der Flucht der Erscheinungen stets bezeichnend herausgehoben und es werden dabei die neuesten Forschungsergebnisse (z. B. einige rheinische Köpfe wie Niederée, Schwingen) mit berücksichtigt. Der beschränkte geistige Spielraum dieser Zeit wird der Majität ihrer Malerei, in der selbst die kraftvollsten Persönlichkeiten nicht zum Ausreifen, zur Abrundung gekommen sind und dem in der Gründerzeit das Hochgefühl des Lebens, die Atmosphäre ihrer Generation in den rauschenden, festlichen, oft aber nur zu äußerlichen und künstlichen Bildern ebenso entspricht. Hat das Gefühl für historische Entwicklung bis hierher das Werturteil sicher begleitet, so beginnt es in dem „Vom Impressionismus zum Expressionismus“ führenden dritten Teil zu-

weisen einseitig, irrig und persönlich zu sein, wenn auch mit Temperament. Die Gliederung der verschiedenartigen Bestrebungen und die Zeichnung von Einzelgestalten (Liebermann, Uhde) bleiben darüber hinaus bestehen. Das Urteil über das noch andauernde Neuwerden unserer Zeit aber steht dem Historiker im Rahmen einer so stark geschichtlich bedingten Arbeit nicht zu.

Grundsätzlich und positiv ist zu dem Werk Hamanns zu sagen, daß es seinem Gedanken: das Naturgefühl, die Auseinandersetzung des Auges mit der Umwelt, als Grundanschauung der neueren deutschen Malerei, durch die Hineinbeziehung des Kolorits als Ursprung dieser Entwicklung richtig weiter ausgebaut hat und daß es durch das Aufzeigen der Auflösung dieser Eroberung der Natur durch den Menschen in der Malerei des 20. Jahrhunderts bis zur völligen Naturfremdheit diesen einmaligen Kulturkreis geschlossen — Werden, Sein, Vergehen — zur Erscheinung bringt.

Dr. St.

Dürer-Kalender für Kultur und Kunst. Herausgegeben von Karl Maufner im Dürer-Verlag, Berlin-Zehlendorf (Veröffentlichung des Deutschen Kulturarchivs). 4,50 Mark.

Der nunmehr seit 13 Jahren erscheinende Kalender will deutschen Gottsuchern und doch Menschen deutscher Wirklichkeit ein Jahrbegleiter sein. Diese Absicht erfüllt er mit einer Fülle sorgfältig ausgewählter Gedichte, Träume, Gedanken, Hymnen und Aphorismen und meisterhaftem Bildschmuck auf jeder Seite.

Der deutschen Jugend Handwerksbuch. Unter Mitwirkung von O. Brandt, R. Frenkel, O. Frey, F. P. Hildebrand, E. Riß, E. Röhlert, Ch. F. Morawe, O. Morawe-Rußt, H. Pralle und R. Storch herausgegeben von Ludwig Pallat. Vierte Auflage. I. Band. Preis geb. 5,— Mark, II. Band geb. 6,— Mark, geb. 7,— Mark. B. G. Teubner, Leipzig.

Schon in der vorigen Weihnachtsnummer haben wir in Worten der größten Anerkennung auf diese trefflichen, mit vielen Abbildungen und farbigen Tafeln geschmückten Handwerksbücher hingewiesen, die der Jugend eine Fülle besser Unterhaltung bieten und darum einen hohen sittlichen Wert besitzen.

Klavierwerke von Johannes Brahms. Neuauflage von M. Mayer-Mahr. Preis je Heft 1,80 bis 3,— Mark. (Volksausgabe N. Simrock, Berlin und Leipzig.)

Eine Neuauflage, die jedem ernsthaften Musikfreund — und vor allem den Brahmsverehrern — herzliche Freude bereiten muß. Die Ergebnisse der sehr sorgfältigen Durchsicht sind so vorzüglich, daß jeder Klavierspieler kaum noch zu einer anderen Ausgabe greifen wird. E. H.

Bruckner. Von Prof. Ernst Kurth. Über 1350 Seiten mit zahlreichen Notenbeispielen und einer Heliogravüre Bruckners. Zwei Bände. Preis in Ganzleinen 35,— Mark, in Halbfranz 42,— Mark. (Max Hesses Verlag, Berlin W 15.)

Auf dieses hochbedeutende Werk von grundlegender Bedeutung möchten wir diesmal nur mit wärmster Empfehlung hinweisen. Wir behalten uns vor, noch eingehend darauf zurückzukommen. Eines der schönsten und edelsten Weihnachtsgeschenke von unschätzbarem Wert!

E. H.

Das neue Musiklexikon. Herausgegeben von Alfred Einstein. Etwa 10 Lieferungen zu je 1,75 Mark. (Max Hesses Verlag, Berlin W 15.)

Soeben ist die erste Lieferung dieses ausgezeichneten Nachschlagewerkes erschienen, das durch die Behandlung aller in der zeitgenössischen Musik wichtigen Personen und Angelegenheiten eine wertvolle Ergänzung zu Riemanns Lexikon bedeutet.

E. H.

Insel-Almanach auf das Jahr 1926. Insel-Verlag, Leipzig.

Für das literarisch gebildete Publikum bringt der Kalender wie alljährlich eine reiche Anregung in vortrefflichen Abhandlungen, wozu 10 Seiten künstlerisch ausgeführte Bilder eine treffliche Ergänzung bilden. Sehr erwünscht wird vielen ein Verzeichnis der wichtigsten Bücher des Verlages sein.

Der Volksverband der Bücherfreunde.

Ein kleines Heft gibt einen klaren Einblick in Zwecke und Ziele dieses Verbandes mit einer Angabe der Bücher der Jahresreihe.

Eine literarische Ernte, verheißungsvoll an Güte wie Umfang, trägt „Herders Bücherbote“ Bekannten und Freunden in seinem soeben erschienenen Herbstheft 1925 zu.

Wie im Vorgenutz einer stimmungsgesegneten Sonntagsstunde schlägt man ihn auf. Namentlich fesselt das Neugeschaffene unserer Schriftstellergilde, der gelehrten wie schöngestigten Richtung, und verwundern machen die hohen Auflageziffern des alteingeführten Wertes. Die Durchsicht dieses Bücherboten sei bestens empfohlen.

Rheinisch-Westfälische Wirtschaftszeitung, Kölner Messezeitung. Herausgeber Messeamt Köln.

Diese Monatschrift bringt stets eine reiche Übersicht über die Erscheinungen in Wirtschaft und Technik.

Inhalts-Verzeichnis.

Heft 9 (V. Jahrgang, Dezember 1925): Die Hochofenanlage „Vulkan“ der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft zu Duisburg mit ihrer neuzeitlichen Verlade- und Begichtungsanordnung. Von Dr.-Ing. e. h. A. Schuff in Duisburg. S. 1 bis 4. Mit 8 Abb. — Abbeits. Von Theodor Storm. S. 4 bis 7. — Sinnpruch. Von Ludwig Bechstein. S. 7. — Deutsche Gestalt in den Bildwerken des Naumburger Doms. Von Franz Dillberg. S. 7 bis 14. Mit 5 Abb. — Winterlandschaft. Radierung von L. Zwicker. S. 14. — Verklungen Meisterpatente. Von Dipl.-Ing. Reichmüller. S. 15. — Burg Reideck. Novelle von Heinz Riehl. Schluß. S. 16 bis 21. — Glück auf! Gedicht von Theodor Körner. S. 17. — Goldene Brücke im Düsseldorf'schen Hofgarten. Bild mit einem Gedicht von Theodor Fontane. S. 19. — Achtung der Muttersprache. Denkspruch. S. 21. — Unter dem Tannenbaum. Von Theodor Storm. S. 22 bis 27. — Klosterhof im Schnee. Nach einem Gemälde von Lening. S. 23. — Kunstbeilage: Dorfpolitiker. Nach einem Gemälde von Wilhelm Leibl. Zwischen S. 24 u. 25. — Madonna. Bild. S. 26. — Fenjor Stahlheim und die zehnte Muse. Von Hans Trautuil. S. 27 u. 28. —

Wir gestatten uns, erneut darauf hinzuweisen, daß Mitteilungen jeglicher Art unpersönlich an die Schriftleitung zu richten sind, mit der Anschrift: Düsseldorf, Reichstraße 37/39.

Herausgeber: Siemens-Rheinische-Schudert-Union, G. m. b. H., Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptchriftleiter: i. V. von Wecus, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schudert-Union M. 9.60 (Einzelheft M. 0.80) für Hefte mit zweifarbigem Umschlag; M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angeschlossene Interessenten können „Das Wert“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98 beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) von M. 14.40. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.50 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich Düsseldorf, Reichstraße 37/39, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.